MARIENBOTE



Januar 1942

INHALT

★

CONTENTS

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. — Editor

Nr. 4 | Januar 1942 | 10. Jahrgang

Dies und Das

Der unweihnachtliche Mensch. "Ueber abgrundstiefe Rätsel huscht der Mensch mit leichtem Sinne. Sorglos, wie auf blauen Schlünden, spielt und tanzt die Wasserspinne." An diese Dichterworte müssen wir denken, wenn wir unsere Welt Weihnachten feiern sehen. Was versteht die moderne Menschheit noch von den Tiefen und von den Höhen der Heiligen Nacht? Von dem Strahlen der Gnade, das sich zur Stunde der Gottesgeburt auf unsere arme Welt herabsenkte, um uns reich zu machen an Liebe, an Frieden und Gerechtigkeit?

"Ueber abgrundstiefe Rätsel huscht der Mensch mit leichtem Sinne." Mit seinen Füssen schreitet er über die Tiefen der Ewigkeit hinweg, und er findet es nicht für notwendig, in diese Tiefen einmal prüfend und denkend hinabzuschauen. Er hört von den Welten über den Sternen, und er kümmert sich nicht um sie. Er, der sich rühmt, eine Kultur des Verstandes und der Vernunft erreicht zu haben, die keines der verflossenen Zeitalter gesehen: Den Fragen der Ewigkeit gegenüber hat er alle Vernunft verloren!

Er nennt es vernünftig, dass er keine Zeit mit diesen Fragen verliert. Wozu auch an ferne, überweltliche Zukunften denken, wenn man es jetzt schon in dieser Welt schön haben kann? An Programmen eines wunderschönen Erdenlebens sind wir ja so reich. Man braucht nur eins in die Hand zu bekommen, und man hat alles: Das Geld! Geld ist die Gnadenkraft des modernen Lebens. Geld bringt Segen, Glück und Herrlichkeit. Geld bringt Macht und Macht bringt Sieg. Ist aber der Sieg da, dann steht auch der Triumph aller menschlichen Triumphe: Ich bin der Herr der Welt!

Das ist das Glaubensbekenntnis der modernen Menschheit. Es glüht wie Feuer in den Geistern und reisst hin zu Taten, deren Donnersprache all das feine und zarte Engelsingen der Heiligen Nacht mit furchtbarem Schall überdröhnt.

Und die Allgemeinheit sieht nichts Ungewöhnliches daran. Im Gegenteil: Dieser Kriegsdonner, der die weihnachtlichen Lüfte erschüttert und zerreisst, er ist es, zu dem man in Hoffnung und Harren aufschaut. Er wird Frieden bringen und Gerechtigkeit, auf dass wir gut und herrlich leben auf Erden. Das Engelsingen kann ruhig übertönt werden. Es glaubt ja doch die Welt nicht mehr an jenen Frieden, den dieses Singen verkündet.

Weihnachten feiern will man aber doch. Und man feiert. Was macht es schon aus, dass man dazu kein "O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" singen kann? Das ist es ja eben, dass man die Gnade nicht will. Man wird schon die Welt in Ordnung rütteln. Kraft und Macht sind da. Die Prediger mit ihrem Rufen nach Religion und Gnade werden sich schon noch wundern, wenn sie sehen werden, wie alles auch ohne sie und ohne ihre Ratschläge sein herrliches Ende und den Anfang grossartigster Zukunften findet.

Die Gnade von oben. Sie spricht vom Frieden der Versöhnung. So etwas ist wohl schön und rührend unter Nachbarn. Für die grosse Welt aber, wo es um gewaltige Sachen geht, sind solche Dinge nicht als Träumerei. Erst wenn ich den Gegner unter meinen Füssen habe, wenn er sich nicht mehr rühren kann vor Zerschlagenheit und Schmerz, erst dann ist Friede. Und mit diesem Frieden kommt dann auch jene grosse Zeit, die mir und den Leuten meiner Ueberzeugung gnadenreich sein wird.

Derartige Gedanken im Herzen, feiert man Weihnachten. Auch nicht das leiseste Läuten der Liebe klingt aus ihnen in die Welt. Wo aber dieses Läuten nicht mehr zu vernehmen ist, welche Hoffnung ist uns da noch gegeben? Man will die Gnade nicht. Wo man aber mit ihr gebrochen, da herrscht Gnadenlosigkeit. Hoffnungsloseste Gnadenlosigkeit unter Menschen und Völkern. Die einen werden gross und reich, die andern zertreten. Die einen ernten fett, die andern hungern. Sie müssen hungern, weil ringsherum um die fetten Erntefelder Kanonen, Tanks und Gesetze aufgestellt sind, gegen die sie nicht ankommen können. Und das nennt man dann "Frieden auf Erden"!

Der Mensch ist unweihnachtlich geworden. Weihnachten ist das Fest der Erlösung. Wohl kämpft auch der moderne Mensch um Erlösung: Er hat aber nicht die Erlösung der Menschheit im Sinn, er allein will erlöst werden. Erlöst vom Geldmangel, der ihm so viele Güter und Genüsse der Welt verschliesst. Erlöst von den Grenzen, die seinem nationalen Hochmut gestellt. Erlöst von seinem Nachbar, den er hasst.

Es ist das eine Erlösung, die mit Peitschen dreinschlägt. Und die Menschheit wird weiter stöhnen und wird weiter wehklagen. Hoch über ihr steht strahlend der Stern wahrer Erlösung — sie aber schauen nicht auf ihn!

Der weihnachtliche Mensch. Nach seinem eigenen Ebenbild hat Gott den Menschen geschaffen. Unsterblichkeit gab Er ihm, wie Er selbst unsterblich ist. Die drei edelsten Kräfte Seines eigenen Seins goss Er in die Menschenseele: Die Kraft des Denkens, die Kraft des Wollens und die Kraft des Liebens. Und um den Menschen ganz gottähnlich zu machen, gab der Schöpfer ihm noch ein Drittes: Er gab ihm ein Fünklein Seines Lichtes und Seines Lebens.

Heiligmachende Gnade nennen wir diesen Gottesfunken in uns. Wie Kohle im Feuer, so begann die Seele, von diesem Funken entzündet, aufzuflammen. Ihr Denken, ihr Wollen und ihr Lieben entbrannten im Gottesfeuer und wurden immer ähnlicher dem Denken, dem Wollen und dem Lieben des Ewigen. Und alles Irdische am Menschen wurde mithineingerissen in dieses Feuer, empor zum Göttlichen.

Nach dem Herzen Gottes lebte der in Gnade entbrannte Mensch. Und alles in ihm und alles um ihn herum war Friede, Liebe und Gerechtigkeit.

Bis die Erbsünde kam, die den Menschen gnadenlos machte. Wie Land ohne Sonne Land ohne Licht, ohne Wärme und ohne Wachstum ist, so die gnadenlose Seele. Finster wurde es in ihr und kalt, und die Kraft zum Guten welkte dahin. Selbstbetrug und Lüge wuchsen auf, wo früher die Wahrheit war. Härte und Hass setzten sich dahin, wo bisher die Liebe thronte. Der Wille begann dem verderbten Ich zu dienen. Und im Menschen und um ihn herum wurde es immer grösser an Ungerechtigkeit, an Btrügerei und an Gewalt. So war es bis zur jenen Nacht, in der das Strahlen des Weihnachtssternes erschien und himmlisches Singen und Klingen die mitternächtliche Stille erfüllte, den Menschen verkündent, dass Gott selbst Fleisch geworden. Dass er gekommen sei, um mit eigener Hand das Feuer der Gnade in den Seelen wieder zu entzünden.

Und Er tat es. Alle Schuld der Welt nahm Er auf sich und starb, um sie abzubüssen. Als der Gottessohn am Kreuze sein Haupt neigte, da begann die Gnade in den Menschen zu zünden. Durch die Taufe kam sie in den Menschengeist, und mit ihr kamen Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Gnade brachte ein neues, ein zweites Leben in den Menschen, und Glaube, Hoffnung und Liebe, das sind die drei Lebenskräfte, die dieses Leben zum Wachstum, zum Blühen und zum Reifen bringen. Der Glaube führt das menschliche Denken zurück in die Bahnen göttlicher Gedanken, das Hoffen heiligt den Willen, und die Liebe reisst hin zu Ihm, dem so lang vergessenen Urquell aller Liebe.

Ein neues Leben wurde im getauften Menschen wach. Glaube, Hoffnung, Liebe, Sakramente und Gnadengeschenke für Gebet und guten Willen entwickeln es und durchhauchen den Menschen immer mehr mit dem Göttlichen. Und je mehr dieses Göttliche in ihm glüht, um so ähnlicher wird der Friede des Menschen dem Frieden Gottes, seine. Liebe der Liebe Gottes, seine Gerechtigkeit der Gerechtigkeit Gottes und sein Edelsinn dem Edelsinn Gottes.

Das ist der Mensch, den Gott gewollt. Der begnadete Mensch mit reinem Auge und freier, ehrlicher Stirn. Der Christusmensch mit Opferkraft und Selbstlosigkeit. Der Mensch, dessen Wahrheitssinn und dessen Taten das Wehen des Heiligen Geistes in sich tragen. Dieser Mensch ward zum König u. Herrn der Schöpfung gesetzt. In ihm sind Licht, ehrlicher Wille und Liebe, jene drei Kräfte, ohne die sich unsere Welt nicht zusammenhalten lässt.

Man weiss heute fast nichts mehr von diesen göttlichen Dingen im Menschen. Und doch sind sie das Geheimnis der Welt, in dem die Lösung aller so brennenden Weltfragen verborgen liegt. Wo der Gottesfunken in Mensch und Menschheit glüht, da ist Friede. Da muss Friede sein, denn der Gottesfunken reisst los von Hass und selbstsüchtiger Eifersucht und bringt Liebe und Liebesopfer, bringt Gerechtigkeit und edle Menschlichkeit, bringt Verständnis und Wahrheit.

Das kleine Gotteskind der Heiligen Weihnacht. Die ganze Welt hält es in seinen Händen. Allen Frieden könnte er geben, wenn es nur ihn hätte, den weihnachtlichen Menschen!

Der Schriftleiter.

ALLEN UNSEREN LESERN

ein

FROHES WEIHNACHTSFEST

und ein

GOTTGESEGNETS NEUES JAHR



Die Oblatenpatres
Der Verlag
Der Schriftleiter.

Neujahrsgebet

O du, bei dem kein Wechsel ist, Unwandelbarer, ewig derselbe! Lass uns den Eintritt ins neue Jahr gesegnet sein! Du hast Tag und Nacht, Tage und Jahre gemacht; auch dieses Jahr hast du zu uns herangeführt. Wir stehen am Eingang dieses Jahres und wissen nicht, was uns auch nur ein einziger Augenblick desselben bringen werde. Welche Freuden und welche Leiden werden wir erleben? Was wird uns im Laufe dieses Jahres gegeben werden, was wird uns genommen werden? Allsehender, du weisst es.

Vor dir ist alle Finsternis Licht und tausend Jahre wie ein einziger Tag. Dir sind alle Begebenheiten unseres Lebens offenbar, und das Zukünftige ist dir gegenwärtig. Du weisst den Anfang, die Dauer und das Ende unseres Lebens. Du leitest uns alle durch die Zeit in die Ewigkeit. — O, dass wir uns an dir festhielten! Dass wir dir und deinen Führungen in Einfalt und Treue wie gute Kinder folgten! Dass wir unter deinem Schilde in Demut und Hoffnung ruhig fortarbeiten!

Wir wissen nicht. was in diesem Jahre mit uns geschehen wird. Aber so viel wissen wir: denen, die dich lieben, was ist, die deinen Willen in Anbetung und Liebe vollbringen, wird alles zum Guten gedeihen. Und damit wissen wir genug. Alle Bitterkeit wird Süssigkeit, aller Mangel Ueberfluss, alle Arbeit wird uns Ruhe, aller Kummer Freude, aller Fluch Segen und alle Tränen des Schmerzes werden uns Quell des Trostes werden, wenn wir dich lieben. So viel wissen wir gewiss, und damit wissen wir genug.

Bischof Joh. Michael Sailer, † 1832.

Das Christkinderl in Südtirol



(Fortsetzung)

Derjenige aber, dessen Angesicht auf Mois glühendem Wunsch im gefrorenen Wasser erscheinen soll, ist mittlerweile mit einem Herzen voll honiggoldener Freud' seinen weiten, weiten Kirchenweg gegangen. Er konnt' sich nimmer anders helfen, in fröhlichen Jodler musst' er oft und oft seine Seligkeit hinausjauchzen in die sternklare Winternacht, so kraftvoll und hell, dass manch' Häuflein Schnee vor Schreck vom Ast herunterpurzelte. Herrgott, wunderschön ist das Leben, wunderschön ist die Welt! Der Winter hat die Dolomiten mit unzähligen Edelsteinchen übersät, die glitzern und flimmern und die Sternlein funkeln. Der Lorenz müsst' kein echter Tiroler sein, wollt' er nicht mit Entzücken die Herrlichkeit seiner Heimat bewundern.

Und halt dann das Burgele! Erst wird er ihre lercherlsüsse Stimme auf seiner Flöt' begleiten und nachher muss er sie halt irgendwie erwischen — ganz allein und wenn auch nur für ein paar Minüterln — — und alsdann wird er mit Lebkuchenherz und Seidentüchl ihr seine Lieb' gestehen. O, Burgele!

Während der Lorenz in seliger Beschwingtheit über die Rittener Höhe wandelte, das heisst eigentlich: tapfer voranmarschierte und auch manchmal rutschte, kam zwischen Schlern und Rosengarten der Mond heraufgestiegen, setzte sich auf einen der beiden Vajolettürme und blinzelte auf die übrige Welt herunter. Anscheinend gefiel sie ihm, dann sein Gesicht wurde immer freundlicher und runder. Doch auf einmal sah er in einer Waldlichtung am Ritten etwas so Seltsames, dass er vor Staunen den Kopf geschüttelt hätte, wenn er nicht der Mond gewesen wär'. Drauf entdeckte er auf dem schmalen, verschneiten Weg, der zu jenem seltsamen Waldflecklein führte, den Lorenz. Da schmunzelte er, und das hat etwa so geheissen:

"Du Erdenbüblein da drunten, schaust grad so drein, als ob du zu deiner Herzliebsten gingst. Aber wart' nur, wirst zuvor noch ein hellichtes Wunder erleben!"

Dann stieg der Mond eiligst ein Stücklein höher auf seinem Himmelsweg und sah mit Behaglichkeit den Dingen zu, die da kommen würden, mitten in der stillen, heiligen Nacht.

Im selben Augenblick sagt der Lorenz unten zu sich selber: "Ui jegerl, jetzt derf i' mi' aber schleunen! Denn die Glocken von Maria Himmelfahrt jubeln über Berg und Tal und alle Menschenhütten und geben fröhliche Kunde von des Christkindleins Geburtstagsfeier."

Und wirklich, bis der Lorenz zum Geyerhof kommt, winkt da schon kein Lichtlein mehr und auch die drüben vom Mieglerhof scheinen bereits zur Christmette gegangen zu sein. Jedoch, der Lorenz tröstet sich: Der Herr Pfarrer und sein Kaplan singen ja so vorher noch die Weihnachtspsalmen, und bis das Hochamt beginnt, so um dreiviertel zwölf herum, ist er längst in der Kirche. Meint er.

Aber es kommt der Augenblick, den Gottes Vatergüte so fürsorglich vorgesehen, auf den der Mond so neugierig wartete und der den Lorenz so völlig in Erstaunen bringen sollte, dass er wie festgefroren im Schnee stehen bleiben muss.

Ist da inmitten einer Lichtung eine Futterkrippe für die hungrigen Tiere vom Wald. Rechts und links davon sind zwei Rehlein und lugen mit ihren samtbraunen Augen zutraulich in die Krippe hinein. Ein Has macht davor ein drollig' Männchen und schiebt sein Näslein schnuppernd auf und ab. Und in der Krippe liegt ein Kind, ein ganz kleines, lebendiges Menschenkind, und weint. Buchfink und Blaumeislein sind darob wach geworden und blinzeln vom Dachrand herunter auf den sonderbaren Gast. Und das Ganze ist überflutet von goldgelbem Mondenlicht.

Der Lorenz ist wahrhaftig im Zweifel, ob er im Traum in Bethlehem weilt oder im wachen Zustand auf dem Ritten. Er wischt sich ein ums andere Mal mit dem Handrücken über

die Augen, aber das wundersame Krippenbild bleibt und das Kindlein weint.

Die Rehe haben mittlerweile den Lorenz gewittert, äugen scharf zu ihm herüber, und weil er halt gar so lang und ausgewachsen und daher zum Fürchten ist, setzen sie in wilden Sprüngen zum Waldrand hinüber. Auch der Has hoppelt eiligst den Berg hinunter.

Von einer seltsamen Scheu befangen, geht der Lorenz zur Krippe hin und beugt sich über das Kind. Es scheint nicht älter als drei oder vier Wochen zu sein. Voll heissen Mitleids streichelt der Lorenz liebkosend die flaumigen Bäcklein:

"Du arm's Würmerl! In ein Futterhäuserl hat man dich g'legt, — heut, in der Heiligen Nacht! Musst a arm's Mutterl hab'n und vielleicht an Vater, der dich net kennen will und sich net kümmert!"

Ein wenig tappig, aber voll Zärtlichkeit nimmt er das kleine Putzerl aus der Krippe und sieht, das seine Mutter gut gewesen sein muss. Hat wahrscheinlich ihre letzten Groschen zusammengetragen und dem Kind eine weiche, warme Decke gekauft und ein wollenes Kittelchen. Um den Hals hängt eine hellblaue Schnur mit einem Schnuller dran. Und das ganze Körperchen liegt sorgsam eingebettet in Stroh. Dieweil die Mutter ihr Kind in dies sonderbare Krippenbettlein legte, wohl in dem heissen Wunsch, derjenige, der den Tieren im Wald das Futter streut, möcht' auch ihr kleines Menschlein nicht hungern lassen, wird vielleicht ihr Herzblut in Not und Elend und Schmerz vertröpfelt sein.

Wenn nur das kleine Wesen sein klägliches Weinen lassen wollt'! Dem bärenstarken Lorenz wird es butterweich ums Gemüt. Aber alles zärtliche Zureden u. Wiegen hilft nichts. Da kommt ihm ein rettender Gedanke — offen gestanden, ein Quentlein Opfer kostet's ihn schon — er wickelt das Lebkuchenherz aus seiner seidenpapiernen Hülle, macht den Schnuller nass, fährt damit etliche Male um das weisse Zukkerkranzerl herum und steckt ihn in das kleine, schreiende Mäulchen. Und siehe da, das schmerzverzogene Gesichtlein glättet sich, die Rosenblättlein des Mundes saugen sich am Schnuller fest und die in süssester Unschuld strahlenden Kinderaugen schauen gross und dankbar den Lorenz an, wenigstens hat der dies nachher so behauptet.

Sein Herz, das lebkuchene, hat ja nun allerdings ein Bröcklein seiner zuckrigen Schönheit verloren, aber wenn das Burgele erst weiss, warum, wird sie es doppelt lieb haben, das heisst, wenn sie es überhaupt mag.

Was aber soll nun mit dem Kind geschehen? Liegen lassen kann er es nicht, also muss er es mitnehmen. Und zwar nach Maria Himmelfahrt, weil er doch Solo spielen muss. Damit es vom warmen Stroh weg nicht friert, nimmt der Lorenz seinen Lodenkragen herunter und wikkelt darein sein Christnachtsfindelkind, so gründlich, dass nur mehr eine Idee von Näslein Mund und Augen sichtbarlich ist.

Aber, o weh! Während der Lorenz den wickelnden Pflegevater spielt, rutscht unter seinem Spenzer die Flöte heraus und fällt lautlos in den Schnee. Der Bursch merkt es erst, als er sein abgeschnullertes Lebkuchenherz wieder in die Innentasche stecken will. Augenblicklich erschrickt er schon sehr, dann begibt er sich eiligst auf die Suche; scharrt und gräbt im Schnee, aber weiss der Himmel, wo der Ausreisser hingekollert ist. Und, wer weiss, ob das winzig-kleine, hilflose Geschöpf in der Futterkrippe daran schuld ist, oder ob am End gar das Christkind selber dem Lorenz sein heilig' Händlein auf den Mund legt, er grantelt nicht und wettert nicht und brennt doch sonst gleich lichterloh vor Ungeduld und Zorn! Sanftmütig sucht er seine geliebte Flöte und findet sie endlich auch. Untersucht noch schnell, ob auch kein Schneewasser in ihr Inneres, will sagen ins Futteral gelaufen ist und verstaut sie sorgfältig wieder in seine Jackentasche.

Währenddem ist aber allerhand Zeit vergangen und der Lorenz darf seine langen Beine gewaltig in Trab setzen, wenn er überhaupt noch in die Mitternachtsmesse und zu seinem Flötenspiel kommen will. So wandert er mit Riesenschritten und dem Kindlein unterm Arm, mit dem Lebzelten und seinem eigenen Herzen voll warmer Lieb' nach Maria Himmelfahrt hinunter. Und der Mond schaut schmunzelnd hinter ihm drein.

Auch der Lorenz schmunzelt, so er an das staunende Gesichtlein des Burgele denkt, wenn er ihr von seinem Christkind im Wald und vom Zuckerkringelschnuller erzählt. Hellauf muss er lachen, so er sich das verdutzte Geschau seiner Mutter vorstellt, wenn er ihr von seinem nächtlichen Kirchgang ein klei-

DIE HEILIGE NACHT

O Wunder gross, vor dem wir staunend stehen,
O Kindlein klein, des unser Herz sich freut,
Du edles Reis, das in des Sturmes Wehen
In zarter Bluete Winters sich erneut.
Mit Hirteneinfalt horchen fromm wir alle
Dem Ruf der Nacht, der feiernd uns erfuellt.
Demuetig folgen wir dem Stern zum Stalle,
Entrueckt zu Ihm, der alle Sehnsucht stillt.

Aenne Paffenholz

nes Kind mit nach Haus bringt. So, wie er die Mutter kennt, wird sie das arme Hascherl schon mit aller Lieb' aufpäppeln. Heija, dem Lorenz kommt es gar nicht in den Sinn, dass er das Kind vielleicht auch wieder hergeben sollt'. Nur dem Lumpen von Vater möcht er einmal begegnen — vielleicht is' gar a welscher —, windelweich durchprügeln tät er den Kerl.

Wär's möglich? Kein Haus findet er unterwegs mehr offen, wo er sein lebendiges Bündel einstweilen einstellen könnt', und auf den Kirchenchor kann er es doch nicht gut mitnehmen. Beim Mumelter ist's stockdunkel, beim Krautschneider keine Spur von Licht zu entdecken, der Pfarrhof und der gräfliche Ansitz liegen im Finstern, doch Gott sei Lob und Dank, in der Schluff - Wirtshausküche ist's noch hell. Der Lorenz steuert drauf zu, geht hinein und ist wohl ein wenig verwundert, dass sich niemand drin aufhält; er hat aber kein bisserl Zeit mehr zu warten, denn drüben in der Kirche haben sie ohnehin schon das Gloria zu End' gesungen und gefiedelt. Der Lorenz legt das eingewickelte, süss schlummernde Kind auf die Anrichte, die so gross ist, dass es unmöglich herunterfallen kann, macht dann vorsichtig die Türe hinter sich zu, geht zur Kirch' hinüber und über die Aussentreppe zum Chor hinauf. Der Herr Pfarrer verkündigt grad das Weihnachtsevangelium, und so kann der Lorenz also noch ein wengerl verschnaufen, bis sein Flötensolo beginnt. Dafür aber hätt' er beinah' die sämtlichen, in schönster Harmonie beisammenstehenden Kirchenchörler durcheinander gebracht. Es ist aber auch unglaublich, wie der Zaggler Lenz zum weihnächtlichen Hochamt kommt: ohne Mantel, nur in einem gestrickten Janker, bei der Kälte und bei dem Weg! Ohne Hut! Ja, meine lieben Leut', der liegt irgendwo im Wald, vielleicht neben einer Futterkrippe oder gar drin! Rotglühende Backen hat der Lorenz und ein ganz sonderbares Lächeln um den Mund. Der Kofler Micherl natürlich muss spöttisch den seinigen verziehen und das Burgele dabei anschauen: No, hab' i vielleicht z'viel g'sagt?! Und das Burgele wird bald blass, bald rot. Einer, der dem Lorenz zunächst steht, fragt leis:

"Wo kommst denn du her? Hast eppa z'tiaf ins Weinkrüagerl 'neing'schaut?"



O TANNENBAUM

Aber der Lorenz lächelt nur und sagt:

"Dem Christkind bin i beg'gnt im Wald drob'n!"

Jawohl, nur dem energischen Dirigentenstaberl des Hausknechts Sepp ist es zu verdanken, dass Sänger und Musikanten mit Pünktlichkeit und Sauberkeit, so wie sich das gehört, das "Credo" beginnen.

Der Herr Pfarrer am Altar und mit ihm das ganze gläubige Volk kniet nieder, denn jetzt kommt das Schönste im Credo der Heiligen Nacht: "Et incarnatus est . . ." Dirigent und Organist denken im Hinblick auf den anscheinend nicht mehr ganz nüchternen Lorenz: des kann ja nett wer'n! Und die Uebrigen schauen erwartungsvoll auf ihn. Aber horch! So hat der Zaggler Lenz noch nie gespielt. So wunderfeines Klingen aus einem Instrument herauslocken, das kann nur einer, der seine ganze Seele hineinlegt. Das hört sich wirklich nicht nach Beduseltsein an!

" 'Et incarnatus est,' Er hat Fleisch angenommen aus Maria, der Jungfrau, und ist Mensch geworden!"

Ganz allein muss das Burgele singen. Unendlich zart und süss und wie verschmolzen in eins schweben die Flötentöne und die glockenhelle Frauenstimme über die duftigen Weihrauchwolken vor zum Altar. Zum Herzklopfen kriegen schön ist das! —

Inzwischen hat das Moidele im Schluff-Wirtshaus die so fieberhaft gesuchte Schicksalsschüssel gefunden. Drüben auf der Schiesstandswiese ist sie gestanden. Aber es hat schon ein Zeitlein vorher vom Kirchturm Zwölf geschlagen. Die Moi hat eine solche Wut auf den, der ihr das angetan, dass sie ihm, so er in ihrer Nähe stünde, die Schüssel an den Kopf werfen würde. Aber — — — vielleicht kann sie doch auch ein Viertelstünderl nach Zwölf noch ihren Liebsten, heisst das halt: den Zaggler Lorenz auf der Eisdecke sehen. Vorsichtig, damit sie ja nicht rutscht, geht sie ins Wirtshaus zurück, in die Küche hinein. Hält drinnen die Schüssel unter die Lampe und fährt mit dem Finger auf der gefrorenen Wasserfläche herum. Jubelt auf einmal in ihrer blinden, damischen Verliebtheit: "Jawohl, des is ganz der Lorenz! Des is sei' Nas'n, des is sei' Mund, das is sei' Haarschippl und — — Marand Josef!" schreit sie plötzlich auf und starrt zur Anrichte hin. Da wimmert ja a kloans Kind! Furchtsam geht sie darauf zu, und wahrhaftig, da liegt ein winzig kleines Kindl, in einen Lodenkragen eingewickelt. Entgeistert schaut die Moi eine Zeitlang das Bündl an. Endlich

kommt sie auf den vernünftigen Gedanken, weil's doch so warm ist in der Küche, das Kindl aus seiner Umhüllung zu schälen.

"Marand Josef!" kreischt die Moi da zum zweiten Male. Alle guten Geister! Der Lodenkragen ist ja dem Zaggler Lorenz seiner. Sie kennt ihn ganz genau, ist doch der Lorenz oft Gast beim Schluffwirt. Und ausserdem steht da noch klar und deutlich: L. Z.

In Mois kleinem Hirn wirbeln die Gedanken wie bunte Kreisel: wieso kommt der Lorenz zu dem Kind und das Kind in die Wirtsküch' herein? Ausgerechnet in der heiligen Mitternacht und genau zu der Stund', wo sie ein Zipferl von der Zukunft lüften und grad diesen Lorenz als ihren Hochzeiter hat schauen wollen? Und im selben Augenblick, wie sie schon gemeint hat, sein Angesicht auf der Eisdecke zu sehen, liegt ein Kind in seinem Mantel daneben und weint!

Ist eine allzu unverhoffte Antwort das!

Vor Erregung glühen ihre Backen wie zwei feurige Klatschrosen. Gleichzeitig aber läuft ihr ein Schauder eiskalt über den Rücken hinunter. In kindischem Zorn fängt sie an zu heulen und flennt sich in eine sinnlose Wut auf den Lorenz hinein. Und das arme Kindl schreit mit. Und weil die Moi halt dumm ist, mangelt ihr auch jede Ueberlegung. Sie hängt sich plötzlich ein Tuch um, lässt das kleine, armselige Menschlein einfach weiterschreien und eilt zur Kirche hinüber . . . Und grad wie der Herr Pfarrer das "Pater noster" singt und der Chor ihm antwortet: " 'Sed libera nos a male', sondern erlöse uns vom Uebel." wutzelt sich die Moi durch das dicht beieinanderstehende gläubigfromme Volk vor zur dritten Bank, wo die Schuffs ihren angestammten Knie- und Sitzplatz einnehmen. Sie zupft die Schuffin am Aermel und flüstert, aber so, dass die hinten und vorn und nebendran auch ein Bröcklein davon erwischen können:

"Wirtin, g'schwind, geh hoam, an Zaggler Lorenz sei' kloans Kind liegt in unserner Küch' und schreit!"

Die Schuffin schaut mit halb zugezwickten Augen und einer steilen Falte auf der Stirn ihre Küchendirn an und frage ärgerlich zurück:

"Ja, bist denn du narret worn!"

"Na, no net!" sagt aufgeregt die Moi.

Und die Wirtin denkt sich, die verdrahte Urschl schaut wirklich drein, als wenn was g'schehen wär! Sie steht auf, macht ein Kreuzerl und eine Kniebeug' dazu und druckt sich mit der Dirn durch das schmale Menschengässlein, dass die vorhin gebahnt, zur Kirche hinaus. Hinter ihnen her ist ein Gewisper und Getuschel, eine ganz christmettenwidrige Unruhe. Etliche Augenpaare wandern zum Chor hinauf und suchen den Zaggler Lorenz. Der aber steht da droben mit einem spitzbübisch - spöttischem Lächeln um die Nasenflügel. Bis der eine, der sich erst schon nach dem Weinkrüagerl erkundigte, wiederum fragt:

"Jezt sag nur grad, Lorenz, was is denn los? Hast du mit der Moi was g'habt?"

Auf Sekundenlänge kräuselt der Lorenz verächtlich seine bärtige Oberlippe und meint dann ruhig:

"I hab' dir's doch scho' g'sagt, dem Christkinderl bin i begegnet!"

Wie er aber merkt, dass auch die andern vom Chor ihn wieder so g'schpassig anschauen, so neugierig und vieldeutig, da kriegt der Lorenz eine leise Wut.

Ist ja wahr auch! Mit einem Herzen voll Seligkeit ist er in die Christmette gekommen, hat eine heilige Weihnacht erlebt, so wundersam und wehmütig-lieb, wie wohl keiner je am Ritten, und nun sind sie alle miteinander so — so hirnrissig dumm!

Halt stad, Zaggler Lenzerl, tu' dich net z'viel ärgern! Das Dirigentenstaberl klopft schon wieder! Und wunderfein flötet der Lorenz das "Agnus Dei" ein. Die Innigkeit von vorher ist aber nimmer in seinem Spiel. Kaum sind die letzten Worte: "Dona nobis pacem" hauchzart verklungen, geht der Lorenz rasch auf das Burgele zu und sagt:

"Burgl, ich bitt' dich, komm 'raus mit mir, ich muss dir was sag'n!" Ernst und gut betteln seine Augen und das Burgele muss mitgehen.

Draussen auf dem Vorplatz vom Kirchenchor erzählt er ihr



O DU LIEBES JESUSKIND

hastig von dem kleinwinzigen Kindl, das er in einer Futterkrippe im Wald zwischen Geyer- und Mieglerhof gefunden habe. Kaum vier Wochen wär das Würmerl alt. Weil es so kalt gewesen sei, hätt' er das Kind in seinen Mantel gewickelt. Dabei habe er seine Flöte und seinen Hut verloren. Die Flöte habe er zwar wieder, aber der Hut liege irgendwo droben im Wald. Und weil er das Kind auf den Kirchenchor doch nicht hätt' mitnehmen können, habe er es in die Schluff-Wirtsküche gelegt. Da sei nämlich noch Licht gewesen, aber sonst keine Menschenseele drin. Alsdann, nach dem Hochamt, hätt' er gleich als erster davonrennen, sein Findelkind wieder holen und zu seiner Mutter heimtragen wollen; der Wirtin hätt' er's natürlich vorher schon noch gesagt, wie's zugegangen sei. Aber anscheinend habe jetzt die Moi, die dümmer sei als die Nacht finster das Kind entdeckt und gleich die halbe Kirche rebellisch gemacht. Er tät halt nun das Burgele recht schön bitten, mit ihm zu gehen und das Putzerl anzuschauen.

Grossäugig, mit einem lieben Lächeln im Gesicht, hat ihm die Burgl zugehört. Gott sei Dank! sagt sie dann leis. Denn ein Mensch, der zu einem kleinen Kind so lieb sein kann — sogar ein Heimatl möcht' er ihm schenken —, nein, ein solcher Mensch kann net schlecht sein. Und darüber ist das Burgele so froh.

Drauf springen die beiden Hand in Hand, wie Kinder, über die Treppe hinunter und zum Schluff hinüber. Unterwegs aber müssen sie Spiessruten laufen. Denn ein Teil der in ihrer Weihnachtsandacht aufgestörten Kirchenleut' hat tröpferlweis das Gotteshaus verlassen und ist der Wirtschaft zugegangen. Vor dem Haus steht schon ein schönes Häuflein beisammen und schaut neugierig durch Türen und Fenster hinein. Kreuzweis schwirren die Fragen über den Kopf des Zaggler Lorenz:

"Was is denn des eigentli' mit dem kloan Kind? Und mit dir? Und der Schluff-Moidl?"

Der Lorenz sagt gar nichts. In ihm beginnt neuerdings eine Wut aufzubrodeln. Wortlos, nur mit den Ellbogen, verschafft er sich Eingang und zieht das Burgele hinter sich her.

Auf der Schwelle steht die Moi, küchenseits zur Wirtin hin trotzig und beleidigt, nach aussen aber vor dem Häuflein Neugieriger tut sie ungemein wichtig. Wie der Lorenz die Moidl sieht, herrscht er sie zornig an:

"A Deandl wannst net wärst, na kriagest a Schnell'n — du Gans, du blöde!"

Drinnen aber in der Küche ist die Schluffwirtin, hat mit Tatkraft das kleine Kindl bereits in ihrer Mütterlichkeit eingewikkelt, hat es in ein menschendürdiges Dasein, will sagen, in paar aus einem Kopfkissenüberzug zugeschnittene Windeln befördert, hat ein von ihrer eigenen einstigen Putzelwar' übriggebliebenes Milchflascherl gesucht, fein säuberlich instandgesetzt, gefüllt und in das schreiende Mäulchen gesteckt. Ja, trockene Windeln und ein süsse, warme Milch können Wunder wirken bei so einem kleinen Geschöpf. Es dehnt sich wohlig, trinkt und schluckt und fährt mit den nixigen Fäustlein in der Luft umher.

Der Lorenz tätschelt "sein" Kinderl schon ganz kameradschaftlich und erzählt nun auch der Frau Schluff, wie er zu ihm gekommen sei. Aus den rundlichen Augen der rundlichen Wirtin kollern ein paar Tropfen: "O, des arme, arme Hascherl!"

"So und jetzt möcht i' dir halt recht schön danken, Schluffin, dass d' mir mei' Kloans so liab versorgt hast! I nimm's jetzt hoam zu meiner Muatter!"

"Ja, willst denn du des Kindl wirklich b'halten?" fragt die Wirtin.

"Natürli'," sagt schlicht der Lorenz, "woasst, grade heut' bin i' an andern Weg 'gangen als sonst. Und da denk i' mir halt, unser Herrgott wird mi' scho' eigens so g'führt hab'n, — net? Und abg'seh'n von dem, i' hab' des kloa' Bürscherl jetzt scho' gern!"

Die Schluffwirtin klopft ihm anerkennend auf die Schulter:

"Lorenz, du bist ein ganzes Mannsbild! Siehgst, des hätt' i'

Weihnachten



Nun dröhnt der Glocken Jubelklang,
Nun schwillt der süsse Lobgesang
Aus Kirchentoren.
Weiss liegt der Schnee; und hoch und fern
Ueber der Welt erglänzt der Stern:
Christ ist geboren!

Wie wunderbar die kalte Nacht
Erhellt von Gottes grosser Macht
Ueber Marias Herzen! —
Ins Dunkle fällt, gleich warmem Gold,
So friedevoll und schön und hold
Das Licht . . .
Das Licht der Kerzen . . .

Werner Lürmann

dir gar net zuatraut! — — — Du, aber des Kindl kriagst jetzt net mit. Woasst, no' amal zwoa Stund'n durch die Kält'n trag'n, des is z'viel! Morg'n mittag, wann d' Sonn a weng scheinen sollt, kannst as meinetweg'n hol'n. Bal aber s' Wetter schlecht is, bleibt des Hascherl bei mir, — sell sag i dir glei'!"

Mittlerweile hat das kleine Dinglein seine Milch getrunken und das leere Flascherl beiseite rutschen lassen. Dies hat die Burgl erspäht, nimmt schnell das Kindl auf den Arm, herzt es, flüstert ihm die drolligsten Kosenamen zu, küsst es auf die Augen, die wie zwei vom Himmel gefallene Sternlein glänzen, auf die flaumigen Wänglein, auf den kleinen, weichen Rosenmund. Und wahrhaftig, der himmellange, ausgewachsene Zaggler Lorenz möcht' für den Augenblick das kleine, unbeholfene Findelkind sein.

Die Schluffwirtin aber, die ihr Herz nicht nur auf dem rechten Fleck hat, sondern auch noch praktischen Verstand und Menschenkenntnis, denkt sich: "Ei, ei, der Lorenz hat ein G'schau, als wann er Bräutigam wer'n möcht'!" Und weil da eine dritte Person nur hinderlich wär, verlässt sie die Küche und berichtet nun ihrerseits den noch Draussenstehenden die sonderbare Geschichte vom Kleinkindleinfund im verschneiten Rittnerwald.

Und der Zaggler Lorenz steht also jetzt allein vor dem Burgele. Zum Herzklopfen gut gefällt ihm das Dirndl mit dem Kindl auf'm Arm. Die beiden haben rosig überhauchte Gesichter. Das Kleine, weil es satt ist vom Trinken, die Burgl, weil sie bis in die Seel' hinein spürt, dass der Bursch da vor ihr sie jetzt etwas fragen wird. Und richtig, der Lorenz zieht zwei Packerln aus seinem Janker, wickelt sie umständlich aus und sagt:

"Burgele, des hab' i dir mit'bracht, schau: a rotseidens Tüachl und a Lebzeltenherz. Woasst, des war von Haus aus fei' scho' schöner! Aber wia der Kloa' in seiner Kripp'n drin so jammerli' g'woant hat, da hab' i' sein Schnuller nass g'macht und des Zuckerkranzerl da rund'rum abg'rieb'n. I' hab' mir denkt, du wirst es desweg'n scho' no' mög'n. — — — Siehgst as, Burgerl, ausser dem Lebzeltenherzen hätt' i — hätt' i halt no' oans —, des meine moan i'. Des dat i dir a gern schenk'n, wennst as magst. Und du könnt'st mir dafür na deins geb'n. — — I' wär nacha der glücklichste Schreinermoaster von Lengmoos und du wärst mei' Moasterin. — — Burgele, so viel garn hab' i' di', — magst mi' net?"

Das Burgele glüht wie ein Röslein an einem Sommermorgen, senkt die Augen, dass ihre Wimpern wie zwei goldene Halbmöndlein auf den Wangen ruhen, und darunter hervor tröpfeln auf einmal zwei Tränlein. Mit einer wundervollen Zartheit küsst der Lorenz die Tröpflein weg. Und das war gar nicht frech von ihm, denn er hat ganz deutlich gespürt, dass sie ihm gut ist. Aber plötzlich perlt über Burgeles Lippen ein kleines, silbernes Lachen. Ist ja auch zu sonderbar diese Brautwerbung: in der Heiligen Nacht zwischen Eins und Zwei, in einer Wirtsküche, er mit einem zukkerkranzerlberaubten Lebzeltenherz in der Hand und sie mit einem kleinen Kindl am Arm. —

Währenddem lehnt am Fenster in ihrer Kammer droben die Moi und flennt. O Lorenz! Mit allen Wurzeln ihres Herzens hat sie ihn geliebt! Seinetwegen hat sie unter Angst und Herzklopfen die Christmette geschwänzt, hat in der Nacht ganz allein im Wald bis zur Schiesstandswiese hinüber die Schüssel gesucht, hat mit heissem Verlangen sein Bild drin herausgeschaut — — und er sagt: "A Deandl, wannst net wärst, na' kriagest a Schell'n!"



*

". . . und unser kloans, lebendig's Christkinderl wird uns an Seg'n reinbring'n ins Schreinerhäusl, moanst net a, Burgele?" hat der Lorenz zum Abschied noch gesagt und ist seinen weiten, weiten Weg über die verschneiten Rittner Höhen wieder heimwärts gegangen. Sein Herz schlägt jetzt hundert Purzelbäum' und wie ein übermütiger Bub freut er sich auf den Augenblick, wo er daheim sagen kann:

"Mutter, morg'n mittag bring' i' dir mei' Bräuterl und a winzigs kloans Kind! Mei' Burgele muass ja leider auf d' Nacht wieder hoam, aber as Kindl is frisch vom Himmel runterg'fallen und bleibt glei' da. Muasst as halt derweil alloa aufziag'n!"

Die Mutter wird ihn erst mit runden Augen anschauen wie einen, bei dem man zweifelt, ob er noch recht bei Trost ist. Drauf wird ein Lichtl in ihr aufdämmern:

"Ah, da schaug her! So ein Hallodri! Desweg'n hast 'd in Himmelfahrt so viel Flöt'n spiel'n müass'n!"

Wenn sie dann das ganze Traurig-Liebe vom Futterkrippenkindl weiss, wird sie, dieweil ihr Herz sicher vor Erbarmnis brennt, in ihrer Art sagen:

"So, alsdann wär' i' Grossmutter wor'n!"

Und weil er die Mutter und sein Schwesterl Leni mit seinem zwiefachen Weihnachtserlebnis anfänglich so tratzte, werden beide feststellen:

"Du bist allaweil noch der gleiche Lausbua!"

Könnt' das Burgele dies hören, würde es — jetzt schon — hinzusetzen: "Ja, aber a liaber!"

Weltverbesserung und Welterlösung

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Der Krieg lastet schwer und immer schwerer auf den Völkern; man hat sich halt wieder einmal hineingewurstelt und weiss nicht, wie man sich wieder herausarbeiten soll. Um so schöner findet man es, hinüber zu äugeln in die neue Friedenszeit, die da kommen soll. Da will man dem Volk eine neue und bessere Welt aufbauen. Welch beseligender Ausblick für uns alle! Denn gerade das brauchen die meisten von uns. Zu himmelschreiend sind ja die herrschenden Zustände gewesen unter einer Schein-Schicht von äusserem Glanz! Ungeheuer sind die Leiden gewesen, die Tränen, die Arbeitslosigkeit, die Unterernährung, die man den breiten Massen aufgebürdet hat; nun aber soll es endlich BESSER werden. Was soll man davon denken?

WIR begegnen solchen Verheissungen mit äusserster Vorsicht. Denn zunächst hat man im Weltkrieg Nr. 1 genau dasselbe versprochen, und was ist daraus geworden? Ferner sin die HEUTIGEN Gutwetter-Propheten dieselbe Sorte von Staatsmännern wie damals. Männer mit verwässertem Christentum, die sich bei ihren Begegnungen mit dem Händedruck der Freimaurerlogen begrüssen. Männer, die wie jene vor 25 Jahren, in derselben politischen Schule aufgewachsen sind, deren Ideal die Diplomatie, d.h. die Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit im Reden ist; Männer, denen einmal ein U.S.A. Senator zugerufen: "Höret einmal auf zu stehlen und zu lügen, und alles wird von selber besser werden." Und die MITTEL zur Durchführung ihres Programms? Darüber schweigen sie sich aus. Damals sollte die demokratische Staatsform das Allheilmittel für alle Uebel sein, in enger Zusammenarbeit mit dem Völkerbund. Heute ist es ungefähr dasselbe: die Rettung des "demokratic way of life"; die grössere Anteilnahme der Völkerschichten an den Schätzen und Gütern der Erde. Und dann natürlich ewiger Friede, ohne Völkerhass und Völkermord. So etwas macht Eindruck; es gefällt; es zieht. Wird man Ernst damit machen?



Vor Jahren glaubten die Völker an solche Versprechungen; meinten endlich einmal etwas Greifbares in der Hand zu haben. Wie ging's? Es war wie eine Ladung heissen, trockenen Sandes in der Faust: man presst ihn; sucht ihn krampfhaft festzuhalten, aber er rinnt und rinnt und zuletzt bleibt nichts, aber auch garnichts übrig. Wie wird es DIESMAL gehen? Wird man sich ehrlicher und aufrichtiger um Einlösung der Versprechen bemühen? O dass man es täte! Es würde eine allseitige Umstellung bedeuten. Eine durchgreifende Aenderung der bisherigen Staats- und Wirtschaftseinrichtungen. Abschaffung des Profitsystems, Einführung sozialer Gerechtigkeit. Unerbittliche Zurückdrängung der individuellen Freiheit in ihre gottgegebenen Schranken überall da, wo sie sich auf Kosten der Ordnung und des Gesamtwohls breit zu machen sucht. Und vor allem natürlich kein periodisch wiederkehrendes Völkermorden mehr. "Nicht mehr hebt Volk wider Volk das Schwert; man lernt nicht fürder den Krieg. Zu Pflugscharen schmieden sie ihre Waffen, zu Winzermessern die Lanzen. Unter Weinstock und Feigenbaum werden sie wohnen, ohne dass einer sie schreckt."

Wird die Nachkriegswelt solchen Idealismus aufbringen? Solche Entschiedenheit? Solch krafterfülltes Wollen? Es bedeutete die Rückkehr zur Lebensauffassung der Weisheitsbücher des Alten Testaments. Noch mehr: es wäre die Verwirklichung des neutestamentlichen Gottesreichs auf Erden. Es käme der Rückkehr zum Ideal des Christentums gleich; der Rückkehr zum Gottesmenschen, zur Kathol. Kirche, zur wahren Demokratie. Die Weltverbesserung würde zur WeltERLOESUNG. Die Propheten haben sie in glühenden Farben geschaut und geschildert: "Der Wolf wird bei den Lämmern verweilen, der Tiger



DAS WUNDER DER WUNDER

mit den Böcklein sich lagern. Wohnen wird der Leu bei Kälbern und Schafen; zusammen weiden werden Bärin und Kuh . . ."

Doch lasst uns den verlockenden Traum nicht zu weit ausspinnen! Denn es herrscht trotz aller gegenseitigen Versicherungen zu viel Christus- und Kirchenfeindlichkeit in der Welt. Eine solche Neuordnung der Dinge käme zu nahe an "Priesterherrschaft" heran und an "Römische Bevormundung"; der blosse Gedanke daran erfüllt mit Angst vor einer möglichen Wiederkehr "mittelalterlicher Zustände". Dass es Führung geben muss, darin ist man sich einig; aber nicht die von Kirche und Priester; da zieht man den Teufel vor. Und deshalb, sagen wir es gerade heraus, wird es niemals zu einer wahren und durchgreifenden Welterneuerung kommen. Statt sich den Forderungen Pius XI. anzupassen, wird man es vorziehen, in den alten ausgefahrenen Wagenspuren weiter zu trotten; wird sich, statt all den schwebenden Fragen auf den Grund zu gehen, mit oberflächlichem Flickwerk begnügen. Wohltuende Freiheit wird man weiter mit Zucht- und Zügellosigkeit verwechseln. Dem Ungeheuer des volksverderbenden Individualismus wird weiter freiester Spielraum gewährt: erst kommst DU; zuerst denk an DICH; zuerst sog für DICH. Um DICH drehen sich Sonne und Erde. Und die ANDERN? Die mögen zum Teufel gehn! Und die kommenden Geschlechter? "Let the future take care of itself". Oder wie Ludwig XIV. von Frankreich sich ausdrückte: "Nach uns lasst die Sündflut kommen!" So wird die versprochene Weltverbesserung wieder einmal enden auf dem toten Geleis verzweifelter Ratlosigkeit und Tatenlosigkeit. Und die enttäuschten Massen wird man wieder zur Nervenberuhigung mit den Schoten füttern, die die Schweine fressen: Schoten einer verkommenen Presse und eines verteufelten Theaters. Schoten der "divorce" und "birth controll". Und alle vier oder fünf Jahre wird man ihnen in grossangelegtem Wahlfeldzug klar machen, wie begütert und glücklich sie sind. Und zuletzt wird ein neuer Weltbrand die ganze Fata Morgana zerreissen.

Was das heisst? Eine Karawane hat sich in der Wüste verirrt; mitten auf dem Marsch macht sie die grauenhafte Entdeckung. Zurück unmöglich! Sie sitzen gefangen im Sandmeer. Von Wassermangel versinken Mensch und Kamel in halbe Betäubung. Vor Durst kaut man an den vergilbten Nadeln vereinzelter Wüstensträucher. Und nun legt man sich zum Sterben hin. Doch was ist das? Welch herrliche Siedlung in der Ferne! Da winkt die Rettung, winkt das Leben. Es reisst die Sterbenden hoch; auf Händen und Füssen kriechen sie weiter. Doch nur für einen Augenblick; denn so schnell das schöne Bild gekommen, so schnell zerrinnt's. Nur eine Luft- und Lichtspiegelung ist's gewesen. Sie löst sich auf in grauenhaftem Nichts. Was bleibt, ist Sand und Wüste, Durst und Tod.

So ist es Millionen von Menschen ergangen in den letzten 25 Jahren. Wie wird es in der Zukunft sein?

Sagen wir es noch einmal: Weltverbesserung, sofern sie wirklich und durchgreifend sein soll, muss WeltERLOESUNG sein. Erneuerung von innen heraus. Lossagung von Habsucht und Falschheit und Sünde. Entschiedene Hinwendung zum Christkind und Seinem Wunderstern. Durchdringung mit dem Geist Seines Evangeliums. Umarmung Seiner Königsgeboten, die da sind Gerechtigkeit und Liebe. Unerbittliche Anwendung Seiner Grundsätze auf Zweck des Erdendaseins, auf Arbeit und Erziehung, auf Ehre und Familie, auf Gesellschaft und Staatsgewalt, auf Kirche und internationale Brüderlichkeit. O könnte man sich dazu entschliessen! Die neue Friedenszeit würde zum goldenen Zeitalter werden. Die vorchristliche Welt hat ein solches erwartet; hat davon geträumt und gedichtet. ERREICHT hat sie es nie. Denn zu seiner Herbeiführung benötigt es mehr als schalen Menschen-

witzes: es erfordert Weisheit vom Himmel. Der ewige Gottessohn musste herniedersteigen, um es der Menschheit möglich zu machen. Und was tut die moderne Welt? Sie lehnt das Angebot des Himmels ab. Statt des Christkinds wählt sie sich den Santa Claus; statt der Wahrheit süssem Joch die Sklavenketten des Irrtums und ewigen Selbstbetrugs. Und das ist der Grund, warum alle Versuche zur Neuordnung der Dinge immer wieder scheitern. Man will nicht bauen auf dem Grundstein, der von Gott gelegt ist — Christus. Hier liegt die unermessliche Tragik der gottfeindlichen Welt. Was sagt die Ewige Weisheit von sich schon im Alten Testament? "Wer mich hasst, liebäugelt mit dem Tod."

Heilige des Monats

Die Reihe der deutschen Heiligen des Jahres nach dem Todestag (Geburtstag für den Himmel) oder nach der festgesetzten Festfeier eröffnet der heilige Adelhard. Er starb am 2. Januar 827. Er ist der Gründer und erste Abt des berühmten Klosters Corvey bei Höxter in Westfalen. Vorher war er Abt von Corbic in Frankreich. Kaiser Karl der Grosse schätzte ihn sehr und liess sich oft von ihm beraten.

Der 4. Januar ist der Todestag des mildtätigen heiligen Bischofs Libentius von Bremen (†1013), der sich besonders um die Bekehrung der Dänen und Schweden verdient gemacht hat.

Am 6. Januar 1121 erlitt der heilige Erminold den Märtyrertod. Er war von Geburt ein Schwabe. Im Kloster Hirsau hat er seine Ausbildung zum Missionar erhalten. Später war er der erste Abt des von dem Bischof von Regensburg gegründeten Klosters Prüfening in Bayern. — Am 6. Januar wird auch des aus Italien stammenden heiligen Valentin gedacht, der vom Papst Leo II. zum Bischof geweiht wurde, in der heutigen Schweiz und in Tirol das Evangelium verkündete und von dort aus dreimal nach Passau vordrang. Er starb im Jahre 470.

Der 7. Januar ist der Gedenktag des Märtyrertodes des heiligen Reinold († um 1060). Er stammte aus dem fränkischen Geschlechte der Karolinger, aber er verzichtete auf alle Ehren und Würden, wurde in Köln ein demütiger Mönch und pflegte die Armen und Kranken.

Am 8. Januar wird das Fest des heiligen Erhard, des Bischofs von Regensburg, gefeiert. Er soll aus Schottland stammen. Nach anderer Ueberlieferung aber ist er aus bayerischem Geschlecht und im Kloster Sankt Emmeram erzogen worden. Sein Bruder ist der heilige Hidulf, Bischof von Trier. Er selbst war Wanderbischof in Bayern, hielt sich längere Zeit in Regensburg auf, gründete mehrere Klöster und wirkte viele Wunder. Wegen seiner Liebe zur Tugend und seiner Verdienste um die Christianisierung Bayerns wurde er im Jahre 1052 vom Papst Leo IX. heilig gesprochen. Sein Grab fand er im Frauenkloster zu Niedermnüster. — Am 8. Januar gedenkt man auch des grossen Missionars der österreichischen Donauländer, des heiligen Severin († 483). Er stammte zwar aus dem Orient, verbrachte aber den grössten Teil seines Lebens in der Gegend um Wien und Passau. Er predigte den heidnischen germanischen Einwohnern das Christentum und nahm sich besonders der Armen und Bedrängten an. Er war ein Freund germanischer Fürsten und Heerführer. Bekannt ist sein Zusammentreffen mit dem germanischen Herzog Odoaker, vor dessen Zug nach Italien. Severin sagte ihm den Sieg voraus.



STILLE NACHT, HEILIGE NACHT

MARIANISCHER MISSIONSVEREIN

Unbekannte Apostel

So hat ein berühmter Schriftsteller unsere Oblatenlaienbrüder genannt. Ein anderes Buch nennt sie die "stillen Helden". Beide haben recht. Unsere Oblatenlaienbrüder sind wahre Apostel, echte Helden im Heere der Gottesstreiter, die durch ihr Hände, ihre Gebete und Opfer die Oblatenpriester am erfolgreichsten unterstützen.

Hell und rein klingt der Name z. B. von unserem guten Bruder Wilhelm B., der hoch oben im Norden Canadas sein Leben, seine Kraft und sein Können dem Herrgott und dem Missionswerk der Oblatenpatres geweiht. Als tüchtiger Maschinenbauer hat er auf dem Mackenziestrom einen Missionsdampfer aufgestellt, Sägewerke und Mühlen eingerichtet, als Baumeister Kirchen und Missionshäuser gebaut und als Fischer jeden Herbst die Missionen mit Lebensmittel versorgt. Auch die höchstgelegene Mission der Welt in Aklavik am nördlichen Eismeer wurde von ihm eingerichtet. Fürwahr, ein grosser Apostel ist dieser unbekannte Bruder.

Und Bruder Joseph O. war noch nicht lange in Südafrika, da sandte er schon ein Bild der neuen Werkstätten nach Hause, die er selbst gebaut und in denen er seine schwarzen Lehrlinge unterrichtet.

Solcher stillen Helden und unbekannten Apostel, die draussen mit ehrbarem Handwerk Christentum und Gesittung verbreiten, könnten wir viele nennen. Aber trotz allem: Wir haben noch lange nicht genug Oblatenbrüder.

Deshalb: Sollte irgendwo ein katholischer Jüngling nach ähnlicher Arbeit im Gottesreiche dürsten

Komm zu uns Oblaten und hilf uns!

Als tüchtige Farmer sind Oblatenbrüder in den Missionen hochwillkommen. Sie helfen uns Patres die grossen Missionswerke zusammenzuhalten und zu entwickeln und leiten die Neuchristen durch ihr Beispiel zu einem guten Christenleben an.

Bei einer grossen landwirtschaftlichen Ausstellung in der Hauptstadt Südafrikas holten sich Oblatenbrüder, obschon sie erst wenige Jahre im Lande tätig waren, 2 erste Preise und 4 zweite Preise für Weinbau, Gartenbau und Farmwirtschaft.

Wenn Du meinst, Du verständest nicht viel von solchen Sachen: Hast Du Herz und Kopf am rechten Fleck, hast Du Lust, Oblatenbruder zu werden, hast Du guten Willen und scheust keine Arbeit, dann komme nur in Gottes Namen. Auch Du kannst dem Gotteswerk daheim oder draussen in den Missionen grosse Dienst leisten.

Daheim und draussen. Nicht jeder Oblatenbruder kann hinausziehen in die Heidenwelt. Unsere heimatlichen Missionsanstalten hier in Canada können nicht bestehen ohne die hingebende Tätigkeit der Laienbrüder, welche die Sorge und das Arbeiten für den zeitlichen Unterhalt unserer Oblatenhäuser übernehmen. In treuer Nachahmung des verborgenen Lebens unseres Heilandes zu Nazareth führen sie in der Stille des Klosters ein Leben des Gebetes und der Hingabe an Gott und ziehen dadurch den reichsten Segen des Himmels auf ihre Mitbrüder herab, die draussen in den Missionsländern die Kämpfe führen für das Reich Gottes.

Was wird beim Eintritt in ein Oblatenkloster als Oblatenbruder von Dir verlangt?

1. Gute Gesundheit. Kränkliche, mit körperlichen Fehlern belastete Leute können den Anforderungen des Ordens- und Missionslebens auf die Dauer nicht entsprechen.

2. Die rechte Absicht. Also nicht um ein bequemes Leben zu führen oder um für seine alten Tage versorgt zu sein, sondern aus Liebe zu Gott, um durch die Uebung der evangelischen Räte — Armut, Keuschheit und Gehorsam — Christus nachzufolgen, Gott zu verherrlichen, seine eigene und andere Seelen zu retten. Damit ist aufs innigste verbunden die Liebe zu einem tiefinnerlichen, durch Gebet und Arbeit geheiligten Leben, grosse Gewissenhaftigkeit und Treue auch in kleinen Dingen.

Eine Mitgift wird bei Deinem Eintritt ins Kloster nicht verlangt. Nur eine bescheidene Ausstattung an Kleidern u. Wäsche wird gewünscht. Bringe auch Dein Handwerkszeug mit, wenn Du welches besitzest. Dein bestes Vermögen trägst Du in Deinen arbeitsamen Händen und in einem opferwilligen, gottliebenden Herzen.

Glaubst Du nach reiflicher Ueberlegung und nach Beratung mit Deinem Priester, dass Gott Dich zum Ordensstande und zur Arbeit als Oblatenbruder berufen hat, dann verschaffe Dir folgende Papiere:

1) Taufschein, 2) ärztliches Gesundheitszeugnis, 3) Sittenzeugnis, ausgestellt von Deinem Priester.

Wenn Du all diese Papiere hast, dann wende Dich vertrauensvoll mit der Bitte um Aufnahme an:

Very Rev. Fr. Provincial J. Boekenfoehr. O.M.I.,
2026 Winnipeg Str., Regina, Sask.

Deine Papiere füge gleich bei.

Wenn Du Deinen Brief abgeschickt hast. dann bete, dass Gott Dich erleuchte über den Beruf, den Du ergreifen willst, und um Kraft, dem erkannten Beruf treu zu folgen.

Ein kleine Weihnachtsgeschichte

Von J. Fichtner

Wieder zeigte die grosse bevölkerte Residenzstadt das Gepräge der Weihnachtszeit! Die grossen, glänzenden Auslagefenster, strotzend von dem Luxus unserer Tage, die hastig eilenden Menschen, der rege Marktverkehr, massenhaft aufgestapelte Aepfel und Nüsse, zahllose Fischtröge, und vor allem die immer lichter werdenden Reihen der Tannenbäume, die erwartungsvollen, frohen Gesichter der sich überall hindrängenden Kinder zeigten, dass das Fest vor der Tür und die Sehnsucht der Kleinen der Erfüllung nahe sei! — Halten wir uns nicht auf bei den Erwägungen des ernstdenkenden Menschen. die sich seiner bei der Beobachtung der hastenden, jagenden, schleppenden und tragenden Menge bemächtigen. Es ist ja Weihnachten, das Fest der Liebe; schauen wir durch den Spiegel derselben, und wir werden alles entschuldigen, was uns sonst zu herbem Tadel reizen könnte.

Doch nicht alle sind froh und glücklich; nicht allein unter den Armen finden wir Traurige; dort an jener Ecke, die einen grossen Platz begrenzt, wo noch eine Anzahl schlanker Tannenbäume der Käufer harren, steht zögernd ein Herr; er ist gross, fein gekleidet, und der schwarze Trauerflor, den er um den Arm trägt, erklärt den trüben Ernst, der auf seinem Antlitz lagert. Kaum bemerkt der Besitzer des Christbaumstandes den zögernden Schritt des Herrn, so wittert er auch schon einen Kunden und bietet ihm mit grosser Geläufigkeit seine duftende Ware an. Nicht unter dem Drange froher Weihnachtsstimmung, als vielmehr einer Art von innerlicher Ueberwindung wählt der Herr eine der schönsten und grössten Tannen und reicht ein namhaftes Geldstück hin.

Was soll wohl der Weihnachtsbaum in seiner vereinsamten Wohnung, wo er nicht mehr imstande ist, jauchzendes Entzücken hervorzurufen, wo die glänzenden Kinderaugen sich im ewigen Schlaf geschlossen und eine verzweifelte Mutter ihr Antlitz verhüllt, als wolle sie nichts mehr von der Welt sehen, wo ihr so herbes Leid geschehen — so frägt er sich wohl, als seine Augen sinnend auf dem Baume ruhen. Der Christbaumhändler besieht sich indes das Geldstück und findet nicht so viel Kleingeld, um das Nötige herauszugeben. Seine Frau, die mit schnellem Blick den Käufer gemustert und wohl mit instinktivem Mitgefühl dessen Kummer erkennt, weiss dafür Rat.



"Vielleicht nimmt der Herr noch ein kleines Bäumchen, hier ist ein recht schönes, volles, auch schon fix und fertig. Sie dürfen es bloss auf das kleine Grab hinstellen!"

Der Fremde zuckte schmerzlich zusammen, aber seine Augen leuchten im nächsten Moment doch heller, er hat etwas gefunden für seinen Schmerz, seine Sehnsucht, einen passenden Schmuck für das Liebste auf der Welt, für das Grab seines Kindes. Er bittet, das Bäumchen bis gegen Abend in Verwahrung zu halten, wo er es selbst abholen werde. Den grossen Baum lässt er sich nach in seine Wohnung tragen.

Der duftige Waldschmuck kommt in reiche, gediegene Räume: alles atmet Wohlhabenheit, Ueberfluss an irdischen Gütern, aber das Glück ist aus diesen Räumen entflohen, Trauer wohnt darin, lautlose Stille, selbst die Dienerschaft geht auf unhörbaren Sohlen, damit nichts den Schmerz der Gebieterin dieses Hauses störe. Diese selbst ruht krank in einem stillen Hinterzimmer, wo schwere, dunkle Vorhänge dem matten Tageslicht den Einblick verwehren. Sie weint nicht und klagt nicht; ihr Schmerz ist zu tief für Tränen. Sie kann es nicht fassen, wie das Geschick so unbarmherzig in ihr Leben greifen konnte, das bis jetzt nur eine Fülle des Glücks gewesen. Sie war ja dazu da, um es in vollen Zügen zu geniessen! Der Reichtum verlieh ihr äusseren Glanz, die Liebe des Gatten, der Besitz eines reizenden Kindes innerliche Zufriedenheit; sie fand nicht Zeit, sich um etwas mehr zu kümmern was ausser ihrem Bereich lag. Unglück und Armut waren ihr fernliegende Begriffe, was hatte sie damit zu schaffen? Und so fand es Gott an der Zeit an dem sich mehr und mehr im sicheren Lebensgenuss verschliessenden Herzen mit seiner gewaltigen Hand zu rütteln und das kleine, schuldlose Töchterchen dem Verderben zu entziehen und es in die

Obhut der Engel zu legen. Die Erschütterung war schrecklich, aber sie brachte nicht Erkenntnis und Ergebung, sondern starren Trotz, Zorn und Verzweiflung! Alle Bemühungen ihres selbst schwergebeugten Mannes waren bis jetzt erfolglos geblieben, es war ihm nicht möglich, die trostlose Mutter zur Bekämpfung ihres Schmerzes zu irgendeiner Tätigkeit zu bewegen.

Mit schwerem Herzen durchschritt der Kommerzienrat die Zimmerflucht und trat bei seiner Gattin ein. Sie befand sich noch in derselben Stellung, wie er sie verlassen. Ihre Augen richteten sich wohl auf ihn, aber ohne das geringste Zeichen der Erwartung, sie blickten ihn an ohne Glanz, ohne Leben. Er neigte sich über sie, und zärtliche, dringende Bitten schlugen an ihr Ohr, aber sie drangen nicht bis zum Herzen, sie riefen keine andere Erwiderung hervor, als die einzige, die er bis jetzt gehört: "Bringe mir mein Kind!"

Vrezweifelt wandte er sich, und die Furcht, dass die Geisteskräfte seiner Frau unter diesem herben Schlage gelitten, bemächtigte sich seiner mehr als je. Bei aller Liebe, die er für sie hegte, konnte er doch das Unmögliche nicht möglich machen, sie musste es doch fassen, dass hier seine Kraft und Macht zu Ende sei! Wie lange hatte er wohl nicht gebetet, aber nun rang es sich doch wie ein Stossgebet aus seiner Seele um Hilfe in dieser grossen Herzenspein. Er begriff, dass seine Frau aus dieser Lethargie herausgerissen werden musste, und sei es auch mit noch so schmerzlichen Mitteln.

"Eva," begann er wieder, "Du weisst doch, dass heute abend Weihnachtsabend ist; ich habe einen Weihnachtsbaum herbeigeschafft; könntest Du Dich nicht ermannen und mir helfen, denselben zu schmücken?"

Selbst diese schmerzliche Erinnerung schien wirkungslos zu sein.

"Für mich gibt es keine Weihnacht mehr," sagte sie und blickte trockenen Auges ins Leere.

"Verschliesse Dein Herz nicht dem Einzigen, der imstande ist, es zu trösten," bat er in aufwallender Glaubensregung.

Er entfernte sich wieder, um die nötigen Anordnungen für den Abend zu treffen. Die Dämmerung brach früh herein und der graue Weihnachtshimmel schickte sich an, ein Heer von Schneeflocken zur Erde zu senden, um den weihnachtlichen Glanz und Schimmer vollkommen zu machen.

Der Kommerzienrat, dem eine eigene Equipage zu Gebote stand, verliess wieder das Haus und nahm einen Mietwagen. Es war, als ob es ihn drängte, eine geheime, heilige Pflicht zu erfüllen. Er fuhr an dem beinahe leer gewordenen Standplatz vor, und liess das Bäumchen in den Wagen geben. Nun strebte er hinaus aus dem Menschengewühl, aus dem sich mehr und mehr verbreitenden Lichterglanz, hinaus in die dunkle Nacht, dem stillen Gottesacker entgegen. Immer mehr hüllte sich die Erde in die fallenden Schneeflocken, tiefer Frieden umgab den einsam Dahinfahrenden, der in kurzen Erwägungen den heutigen Weihnachtsabend mit den vergangenen verglich. Eine innere Ruhe überkam ihn, als er am Ziel angelangt, mit seiner Bürde die Stätte des Friedens betrat, und er musste sich sagen, dass er getröstet sein würde, wenn er seine Frau in gleicher Absicht an seiner Seite wüsste. Lautlos schritt er auf dem schneebedeckten Pfade und sah auf den endlosen Hügelreihen hier und da schon manches Tannenbäumchen grüssend winken. Er war wohl der letzte, der einem geliebten Kinde den Weihnachtsgruss brachte. — Bald fand er die Stätte, die das teure Leben barg. Die den Hügel bedeckenden Kränze hüllten sich in den leichten Flaum des Schnees, der unaufhaltsam niederrieselte. Mit dringender Hast machte er Platz für das Bäumchen und stellte es fest und sicher obenauf. Dann zog er einen Streichholzbehälter hervor und entzündete die auf dem Bäumchen befindlichen Wachslichtchen. Der Lichtschein übergoss den glitzernden Schnee mit rosigem Schimmer und dem zwar wehevollen, doch nicht mehr trostlosen Herzen des Vaters dünkte es als der rosige Morgenschimmer eines kommenden hellen Tages. — Sonderbar — er hatte gedacht, dass Schmerz und Trauer ihn bei dem schweren Gange überwältigen würden und nun — fühlte er wohl die aufsteigenden Tränen, aber die Bitterkeit des Herzens war verschwunden. Er empfand den Verlust seines Kindes vielmehr als ein Mahnung an die Ewig-



WALDWEIHNACHT

keit, als einen Ruf des Himmels. Unwillkürlich faltete er die Hände, und wenn er auch nicht Worte sprach, so betete doch sein Herz.

Lange verharrte er in dieser Stimmung, und beinahe waren die Lichtchen zu Ende gebrannt, als er sich zum Gehen wandte. Sich im Herzen gelobend, noch viele solche Stunden innerer Erhebung hier zu feiern, durchschritt er wieder die Reihen, um zum Wagen zurückzukehren. Da bemerkte er einige Schritte vor sich auf einem Grabhügel eine sonderbare Erhöhung, das konnten weder Kränze noch ein Denkstein sein; indess — was ging es ihn an — und doch — mit einigen Schritten war er dabei. Ein leiser Ausruf der Verwunderung entfloh seinem Munde; das war ja ein Mensch — ein kleines zusammengekauertes Mädchen. Der Kopf, mit einem dünnen Mützchen bedeckt, war tief in den Schoss gefallen, jedenfalls war es in tiefer Ermüdung eingeschlafen — oder — ein Schreck durchfuhr das Herz des einsamen Besuchers — war dieser kleine Mensch etwa gar tot — erfroren?

Im Augenblick hob er das dunkle Bündel in die Höhe, schüttelte und rüttelte es, und als das Köpfchen zurückfiel und er schaf in das kleine Gesicht blickte, merkte er zu seiner Freude, dass die Augenlider zuckten, als wollten sie sich erheben, doch war es, als ob die Erstarrung sich nicht so leicht überwinden liess.

“Armes Kind, was trieb Dich hierher?” sprach er für sich, und tiefes Mitgefühl schwellte sein Herz. Die kleinen Hände hielten einen grünen Tannenzweig und einen Apfel fest umschlossen, eine mitleidige Hökerin mochte wohl das Kind damit beglückt haben. Ohne sich weiter zu besinnen, schritt der Kommerzienrat schnell zum Wagen und zeigte dem Kutscher seinen Fund. — Dieser schüttelte bedauernd den Kopf.

“Das arme Ding ist wohl seiner Mutter nachgelaufen, denn wenn die nicht hier schliefe, wäre es wohl zu solcher Zeit besser aufgehoben,” meinte er.

“Nun fahren Sie schnell,” mahnte der Kommerzienrat, zog seinen Pelz aus und wickelte das Kind hinein. Während der kurzen Zeit überlegte er schnell, was zu tun sei. Zu jeder anderen Zeit würde er nichts Eiligeres getan haben, als sich des Kindes zu entledigen, er hätte es wohl einem Polizisten oder



der ersten besten Anstalt übergeben, heute aber betrachtete er diesen Vorfall als eine glückliche Fügung; die letzten Stunden hatten sein Herz geläutert und es zum Wohltun vorbereitet. Noch ehe der Wagen vor seiner Wohnung hielt, schlug er den Pelz zurück und lugte hinein. Das Gesicht des Kindes hatte sich mit leichter Röte gefärbt; die belebende Wärme hatte die Erstarrung des kleinen Körpers in erquickenden Schlaf verwandelt. Mit vollem Interesse hing sein Blick an dem kleinen Wesen, das ahnungslos einer besseren Zukunft entgegenschlummerte.

“Ja — ich will es versuchen — ich will sehen, ob Du in Deiner Armut imstande bist, ihr Herz zu rühren,” sprach er, seinem Gedankengange folgend, für sich hin. — Sorgsam trug er seinen Findling die breiten Treppen hinauf, und belehrte die erstaunt blickenden Diener mit kurzen Worten über das Ereignis. Dann befahl er, den Salon glänzend zu erleuchten und die Kerzen des Weihnachtsbaumes zu entzünden. Mit eigener Hand suchte er die kostbaren Spielsachen seines verstorbenen Töchterchens hervor und stapelte alles rings um den geschmückten Weihnachtsbaum auf, sich das Etnzücken des armen Kindes frohen Herzens vorstellend. Dann trat er noch einmal zu der Kleinen, die auf einem Divan hinter einer Portiere ruhig schlief, löste das Band des Mützchens und begab sich dann zu seiner Frau. Mit herzbewegenden Worten bat er sie, Weihnachten mit ihm zu feiern, wenigstens auf eine Stunde sich der Trauer zu entreissen, er habe ein kostbares Geschenk für sie in Bereitschaft.

Der verzweiflungsvolle Blick, den die beraubte Mutter auf ihn richtete, schnitt ihm ins Herz, er enthielt nichts als die flehende Bitte um ihr Kind. Schnell entschlossen trug er sie auf einen Rollstuhl und schob denselben vor die Tür des Salons. Mit klopfendem Herzen zögerte er einen Augenblick. Aber auf sein Zeichen öffneten sich die Türen, blendender Lichterglanz und das helle anhaltende Geläut einer silbernen Glocke strömte der jungen Frau entgegen, die schnell von ihrem Gatten in die Mitte der Saales geschoben wurde. Schon wollte sie ihr Gesicht verhüllen, da machte sich am anderen Ende des Saales ein sonderbares Geräusch bemerkbar. Kleine Händchen schlugen klatschend zusammen, kleine Füsschen trippelten, und der jauchzende Ruf: “Mutter — Mutter —” schlug an das Ohr der plötzlich aufmerksam Lauschenden. Regungslos beobachtete der Kommerzienrat, wie sich die Augen seiner Frau er-

weiterten, um die Ursache dieses Rufes zu ergründen.

"Mutter — Mutter — ist das der Himmel " erklang es wieder hell und jauchzend. Und nun sah sie das Kind in dem armen dürftigen Röckchen und erhob abwehrend beide Hände — aber — die leuchtenden Augen, das entzückte Gesichtchen, die in jeder Bewegung sich ausprägende Glückseligkeit des kleinen Wesens fesselten ihren Blick, und ein leises Lächeln, das von hervorbrechenden Tränen überflutet ward, verdrängte den starren Ausdruck ihres Gesichts und gab Leben und Seele zurück.

Mit starkem Arm umfasste der Kommerzienrat seine Gattin: "Lass uns Weihnacht feiern nicht im Vergessen unseres Kindes, sondern dadurch, dass wir an seiner Statt ein armes Kind glücklich machen." Zustimmend neigte sie das Haupt. — Seliger, weihevoller Frieden erfüllte ihr Herz, als sie im Verein mit ihrem Gatten nach einer fröhlichen Weihnachtsfeier, die das arme Kind ihnen verschafft, dasselbe beglückt und beseligt im Bettchen ihres Kindes schlummern sahen.

Das katholische Waisenhaus in Prince Albert

Einige Worte an die Leser des Marienboten.

Meine lieben Freunde!

Es ist schon eine geraume Zeit her, seit der Herausgeber des Marienboten mir den Wunsch äusserte, etwas für die Leser des Boten über das Waisenhaus zu schreiben. Nun, ich bin überzeugt, dass die meisten Leser des Marienboten mit dem Waisenhaus ziemlich bekannt sind. Das katholische Waisenhaus ist das einzige in Saskatchewan. Es gibt zwar noch zwei kleinere Waisenanstalten in der Provinz, nämlich in Ituna und Yorkton. Beide Anstalten aber werden von ruthenischen Schwestern verwaltet und sind in erster Linie für ruthenische Kinder bestimmt.

Das Waisenhaus in Prince Albert wurde am 17. April 1900 eröffnet vom damaligen Bischof Albert Pascal O.M.I., seligen Andenkens. Seit jenem Tage haben viele hundert Kinder hier Versorgung gefunden. Die Anstalt fing an mit zwei Kindern, und im Laufe der Zeit ist die Zahl bis auf hundert gestiegen. Heute sind nur noch 68 Kinder hier, aber noch weitere sechs werden mit jedem Tag erwartet. Der liebe Herrgott wusste ja von den schweren Zeiten, die unserer erwarteten, und so hat er es gefügt, dass die Zahl der Kinder allmählig herunterging.

Seit dem ersten Tage ihres Bestehens hat die Anstalt schon manch schwere Tage erlebt. Manchmal schien es, als habe ihre letzte Stunde geschlagen. Doch der liebe Herrgott hat immer wieder geholfen. Mit der Zahl der Kinder nahmen auch die Einnahmen zu. Reich ist die Anstalt nie gewesen, hat aber immer die Mittel gefunden, den Kindern das tägliche Brot zu geben. Das ist ja auch im Grunde alles, worauf wir ein Recht haben. Manchen wird es scheinen, als wäre das "tägliche Brot" alles, wonach wir verlangen dürften. Leider ist aber mit dem "täglichen Brote" noch nicht alles abgemacht. Da gibt es noch eine lange Liste anderer Auslagen, denen man nur mit barem Gelde gerecht werden kann.

Der Unterhalt einer solchen Anstalt kommt nun alljährlich auf ungefähr $18,000. Das ist eine schöne Summe. Die muss nun im Laufe des Jahres so ziemlich all durch Bettelbriefe herbeigekratzt werden. Die Provinzial-Regierung gibt uns alljährlich einen Zuschuss von ungefähr $2,000. Von Verwandten der Kinder erhalten wir sehr wenig. Uebrigens haben manche Leute auch sonderbare Ansichten wenns ans Zahlen kommt. Da ist zum Beispiel so eine "Gras-Witwe", die schon längere Zeit zwei Kinder im Waisenhaus hat. Augenblicklich verdient sie $15 den Monat. Neulich fragte sie ein Freund der Anstalt, ob sie uns nun einen Teil ihres Lohnes geben könne. Ganz erstaunt schaut sie ihn an und fragt: "Wozu denn? Es ist ja zwecklos etwas zu zahlen weil die, welche zahlen, nicht besser behandelt werden als die, welche nichts zahlen". Ist das nicht sonderbar? Hätte ich die Kunst zu schreiben wie der Schusterseppel, würde ich solchen Leuten einmal die Wahrheit gehörig einreiben. Aber das versteh ich nicht so gut wie es der Seppel kann.

Man kann manchmal sonderbare Dinge erleben. So zum Beispiel, im ersten grossen Weltkrieg von 1914—18 gab es Geld in Hülle und Fülle. Damals kam fast mehr in einer Woche ein, als heute in einem Monat. Heute haben wir wieder Krieg; er ist noch schlimmer wie der von 1914—18. Leider scheint er ganz andere Erfolge zu haben. Damals war Ueberfluss an Geld, und heute ist das Geld sehr knapp. Immer tiefer fallen die Einnahmen. In 1914 konnte man Geld auf die Bank tragen, und heute: wer Geld auf der Bank hat, muss es herausnehmen! Seit Anfangs Januar bis zum ersten Dezember hat das Waisenhaus ein Defizit von $3,000 aufzuweisen; das heisst, seit dem 1. Januar haben wir $3,000 mehr ausgegeben als wir eingenommen haben. Das nennt man in der Welt "bad business". Das macht dem armen Waisenvater viel Sorge und Angst. Was ist da zu machen? Natürlich muss

mehr gebettelt werden. Mit dem Betteln hat es aber auch seine Sache. Da muss nun einer ein ausgezeichneter Bettler sein um den Weg zu finden zu den Herzen der Leute. Wäre ich mit dem Schusterseppel persönlich bekannt, so würde ich ihn höflichst ersuchen, seine Rede- und Schreibekunst für einige Zeit in den Dienst des Waisenhauses zu stellen. Der Seppel würde den Leuten so stark ans Herz klopfen, dass auch die härtesten eiligst nach der Geldtasche greifen würden. Der Seppel kann noch tüchtig aushauen, obwohl er sagt er sei schon alt und habe schon graues Haar. Nun ja, mein Haar ist schon längst über das "Grau-sein" hinaus. Was noch bleibt, ist weiss, das meiste hat aber der Wind der Sorgen und des Kummers längst verweht. Ich hoffe aber, dass die Leser des Marienboten das Herz am rechten Fleck haben. Weihnachten ist nah; da werden soviele nutzlose Geschenke gemacht. Warum würdet ihr da nicht dem lieben Heiland ein Geschenk machen? Hat er doch gesagt: "Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan." Wäre es euch nicht möglich einen Dollar für das Waisenhaus in Prince Albert beiseite zu legen? — Glauben Sie mir, hier gibt es viel Sorgen. Da ist zum Beispiel die "Kohlenfrage". Hier brauchen wir sieben "Cars" Kohlen im Laufe des Winters. Dazu kommen noch gegen 100 Cords Holz. Das verlangt viel Geld.

Wir haben hier eine ganze Reihe von Gebäulichkeiten. Manche sind schon ziemlich alt und verlangen fortwährend Reparaturen, um nicht zu verfallen. Das hohe mittlere Gebäude stammt aus dem Jahre 1886 — Es ist schon recht morsch, und muss immer ausgebessert werden. Der Wind fegt an allen Ecken durch die Wände und eben deshalb kommt die Heizung sehr hoch. Manche würden da sagen: "Ja, da baut doch lieber ein neues Haus". Das ist schnell gesagt, aber mit dem Bezahlen ist das nicht so leicht. Lieber wohne ich in einem schuldfreien "Schack" als in einem Palast, der von einer Schuldenlast erdrückt wird. — So muss man also fortwährend ausbessern und immer auf bessere Zeiten warten. Wir machen es gerade wie der Farmer, der mit seiner alten "Tin-Lizzie" immer zur Garage fährt.

Meine lieben Leser des Marienboten, sollten Sie je einmal nach Prince Albert kommen, so mögen Sie bei uns vorsprechen.

Einstweilen entbiete ich allen die herzlichsten Segenswünsche auf frohe Weihnachten und ein glückseliges Neujahr.

P. Wm. Bruck, O.M.I.

Denkst du dein Leben hoch zu bringen,
So halte Mass in allen Dingen:
In Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.

Ohne Glauben und Vertrauen hält die Welt nicht zusammen. Glauben und Vertrauen ruhen auf der Wahrheit, ohne die Rechtschaffenheit nicht möglich ist.

Glückseliges Neues Jahr

O Gott, für unsre treuen Freunde,
Wir kindlich flehen immerdar,
In deiner grossen Vatergüte
Gib Glück und Freud' im Neuen Jahr.

Verleih' des Himmels reichsten Segen,
Zum Lohn für ihre Gütigkeit
Und führe sie auf deinen Wegen
Durch ihre ganze Lebenszeit.

Entferne weit von ihrem Pfade
Der Erde Leid und Missgeschick;
Es ruh' auf ihnen von Huld und Gnade
Des Allerhöchsten Vaterblick —

Der stets uns gütig hat erhalten
Sogar bei drohender Gefahr
Wird über alle gnädig walten,
Auch in dem lieben Neuen Jahr.

—Maria Poltiski, Wilkie.





VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen!

Ich hob vor ein paar Täg uf meinen Stuhl g'huckt und hob g'sunge: "Stillige Nocht, heilige Noch", was welles Lied ich gern singe tu, da is die Pauline zu mich komme und hot g'sogt: "Seppel", hot sie g'sogt, "jetzten werst h'nausgehe und werst sechs von unsre chickens totschloge vonwege die Weihnacht. Uf die Weihnocht komme die Kinner zum dinner, und sie werde auch zum supper dobleibe, aus was welle Ursach mir viel zubereite miesse."

Ich hob allright g'sogt. Mehr hob ich net geantwort, vonwege weil ich die chickens net gern totschloge tu. Wenn sie gebrote uf'm Tisch liege, dann hob ich nix net dagege, dass mir von sie spreche. Ober bevor dass sie uf den Tisch komme, tu ich gor kein Freid an sie net hobe. Uf meine alte Täg schafft's net mehr so gut, hinner sie herzuspringe. Ich sog immer, und meine Erfohrung tut beweise, dass solles Viech rieche tut, dass mir sie kaputt mache wolle. Und da tun sie hupse und springe, wenn mer sie vonwege das Totschlage einfange wolle und ich muss hinner sie herspringe, was welles Springe net gut sein tut fier das Reisse in meinen Riecke und in meine Fiess.

Ich hob die chickens ober doch kaputt g'mocht und die Pauline hot sich gefreit, wenn ich ihr solle chickens in die Kuchel gebrocht hob. Mir solle alle so tun, dass mir liebersch das Reisse im Riecke und in die Fiess ertroge, als dass mir vor die Weihnocht Streit und Sakramentiere ins Haus bringe.

Grod geschter bin ich in Regina gewest vonwege das Bild, das mein ganz natierliches Gesicht uffweise tut, und was welles Bild der Poter in den Mariabot setze will. Und da muss ich eich soge, dass ihr noch ein Monat worte miesst. Die Pauline und meine Madel hen mich nämlich ieberredet, mit sie in einen store zu gehe, in was wellen store man die pictures mocht. Do hen mich die Weibsleit hing'schleppt, hen mich uf einen Stuhl g'setzt, mein Hoor zurieckgeschobe mit einem Kamm und hobe zum photographer gesproche:

"So, jetzten tut's ein schenes Bild von unsren Voter moche."

Wie ich nochher solles Bild g'sehe hob, da hob ich g'sogt:

"Weibsleit," hob ich g'sogt, "solles Bild tut mein natierliches G'sicht net uffweise. Und solles Bild tut net in den Mariabot komme. Ich tu kein lippstick net uf meine Lippe hobe. Und schaut's uf das Bild, sein meine Lippe dort net rot wie als wenn ich olter Mann ein Madel von der Stadt sein tät?"

Die Weibsleit hen geprobiert, mich zu ieberrede, wie dass solles Bild ein schenes Bild sein tut, ober ich hob g'sogt:

"Mein G'sicht is uf das Bild zu komme, aus was welle Ursach ich mein G'sicht dorten hobe will."

Und so, liebe Leser und Leserinnen, werd's ihr noch etwas worte miesse uf mein Bild. Der Poter hat auch g'sogt:

"Wenn eier Bild auch schon fertig sein tät, ich hen noch net Geld g'nug eingekriegt, solles Bild im Mariabot zu drucke.



Ober ich denk, dass mir es im Februar schaffe kenne."

Als ich beim Poter wor, da hot er mir auch ein Schreibe g'zeigt, was welles Schreibe ihm der Poter von Prince Albert zug'schickt hot. In Prince Albert is nämlich ein Poter, was ieber die sechzig Kinner hot. Alle diese Kinner tun kein Voter und keine Mutter net hobe und ich muss eich soge und vermelde, dass der Poter von Prince Albert ein richtiger Voter und eine richtige Mutter zu diese Kinner is. Ich bin in sein Waisenhaus gewest und hob mir alles ang'schaut. Und so kann ich denn rede, vonwege weil ich es g'sehe hob.

Liebe Leser und Leserinnen. Tut's eich einmol den Artikel durchlese, was im heitigen Mariabot abgedruckt is und was die Ieberschirft: "Das katholische Waisenhaus in Prince Albert" troge tut. Do werd's ihr lese, wie dass unsre Päter orbeite tue fier die Leit. Ober die Leit, die tun so was net sehe. Die tun dem Poter immer das Schlechte zudichte und tun niemols net ieber das Gude rede, was der Poter g'schafft hot.

Ne, liebe Leser und Leserinnen. Ich will uf die Weihnocht mol zurieckholte mit alles, was ich soge möcht. Ich tu mich auskenne, wie dass solle Geschichte gehe. Ich tu mich ober auch auskenne, wie dass mir auch viele gude Leit hobe, und wie dass net alle, was schlecht handle tue, richtig schlecht sein tue. Ober das tu ich soge:

Die Weihnoch is ein Fest von der Liebe und von der Freid und auch von Opfer. Do liegt das kleine Jesuskindl uf Stroh in der Krippe. Und do sein in Prince Albert so viele Kinner, was auch auf Stroh schlofe miesste, wenn der gude Poter sie net in sein Haus ufgenomme hätt, was welles Haus er selbsten versorge tut.

Tu eimol studiere und nochsinne: Wie alt sein deine Kinner? Könnte die auch net eimol Waisenkinner werde?

Tu darieber nachsinne, und wenn du dir's ausgedenkt host, dann tu dir soge: "Ich tu auch ein Weihnachtsopfer bringe. Ein Dollar tu ich uf Prince Albert schicke fier das Waisenhaus."

Liebe Leser und Leserinnen. Wenn mir Opfer mache tue, dann hen mir richtige Weihnocht. Tun mir was Liebes, und der Herrgott werd auch was Liebes mit uns tue.

Noch einmol tu ich eine frehliche Weihnocht anwiensche und ein glieckliches, gnadenreiches neies Johr. Und tut's eich net ieberesse und iebertrinke uf die Feiertäg. Und wenn ihr Maistub holte tut bei eire Freind oder bei eich zu Haus, dann tut eire Zunge watsche. Uf die Weihnocht tut's sich fier einen Christenmensch net passe, zu kritisiere und zu sakramentiere.

Es griesst eich alle,

Der Schusterseppel.

Wie die Vorderlehnerbaüerin Weihnachten feierte

Christerzählung von M. Amelie von Godin

Die Brigitt, dem Vorderlehner seine stolze Bäuerin, hob den letzten Weihnachtsfladen aus ihrem Backofen; er war ihr gerade so schön geraten, wie die drei andern auch. Also war ihr Werk getan: sie überschlug in Gedanken, was etwa für den Festschmaus noch fehlte. Nichts fehlte mehr, die Hühner waren abgestochen, das Brot für die Knödel war eingeschnitten, Bier war heraufgeholt aus der Postwirtschaft. Dem Bauern sein Feststaat und ihr eigener lag auch schon auf den Betten, dass sie heute nacht zur Mette gehen könnten, wie es sich gehörte, — als die wohlhäbigsten in der ganzen Gemeinde.

Trotzdem mochte der Bäuerin heute keine Festfreude aufkommen. Ein Hof, wo kein Kinderherz dem Christkind entgegenschlägt — das ist das Richtige nicht — dachte sie seufzend. "Keiner kann alles Gute haben auf der Welt," sprach sie sich selber zu und schloss die herrischen Lippen ganz fest, dass ihr kein zweiter Seufzer entschlüpfe. Was sollten denn die Mägde denken, wenn sie die Bäuerin seufzen hörten, wie eine, die nicht weiss, womit sie den Steuerboten vom Hof fernhalten soll. "Bei uns fehlt sich nix," wanderten ihre Gedanken weiter, gehn mer nüber in'n Pfarrhof für ein Heimgartln mit der Schwester vom Herrn Pfarrer, die weiss allemal so schöne Geschichten, wie schlecht als es die andern geht — da werd mer gleich wieder leichter ums Herz."

Indes aber die Vorderlehnerin vor dem Spiegel ihre Pelzhaube aufsetzte — ein stattliches Weib in den besten Jahren, mit einem Rücken so gerade wie ein Tannenbaum — wanderte ihre Erinnerung in die Jahre zurück, da ihre Kinder am Heiligen-Abend den Christbaum erwarteten. Wo hat ein anderer so schön und fromm "Stille Nacht, heilige Nacht," gesungen, wie ihr Toni, der jetzt in Frankreich liegt? Der singt heut ganz gewiss droben im Himmel zu Gottes Ehr und Preis, — der Bäuerin wäre es aber viel lieber, er sänge noch auf dem Hof. Die Liesl hat zum Lied immer die Hände gefaltet und hat ein Ansehen gehabt, als stehe sie wahrhaftig im Stall zu Bethlehem, lautere Unschuld und Andacht . . . Dass auch die Liesl so weit weg hat heiraten müssen und im Kindbett versterben. Nur mit knapper Not hielt die Bäuerin schon wieder

einen Seufzer zurück, denn, jetzt fiel ihr der Seppl ein — ihr Dritter. Der hat es immer nicht erwarten können, dass das heilige Lied ein End fand und er zu seinem Gabentisch laufen durfte . . . Das Gesicht der Bäuerin versteinte. Warum hat ihr und dem Bauern der Seppl das angetan, dass er die mindere Person, die Huberdirn, wirklich geheiratet hat?

Jetzt stand es deutlich vor ihr auf — wie der Bauer und sie selbst ihm die Erlaubnis verwehrten — wie er dann bei Nacht und Nebel für das nichtsnutzige Weibsbild fortgezogen ist. Kein Wunder, dass auch er so früh seinen Tod erlitten hat, denn der Unsegen der Eltern reisst den Kindern die Häuser ein. Aber, dass gerade dieser Seppl Kinder hatte — einen Buben und ein Mädel, das konnte er schon gar nicht verwinden . . .

Die Bäuerin verliess ihren Hof, der vor dem Dorf mit seinem Prachtsöller und den riesigen Scheuern und Stallungen stattlich inmitten seines grossen Obstgartens lag; sie schritt gelassen und mit erhobener Stirn durch die Hauptstrasse, bog dann rechts ab und stieg die hundert Stufen zum Kirchberg hinan, auf dem hinter der zwiebeltürmigen Kirche der Pfarrhof in den grauen Himmel ragte.

Immer noch lag ihr das Herz schwer wie ein Stein in der Brust, wenn sie gleich wusste, dass dieser Tag für einen gläubigen Christenmenschen der lieblichste Tag des Kirchenjahres ist. Freilich — auch ihr ist heute der Heiland geboren, aber, — sie konnte nichts dafür, — eine Bitterkeit vergällte ihr alle Dankbarkeit. Wozu hat sie und der Bauer all dies schöne Sach, wenn sie alles, was frei ist, einem weitschichtigen Vettern vermachen sollen — und ihnen kein Kind und Enkel entgegenlacht . . .

Die Pfarrersschwester war gerade am Küchelbacken, als die Vorderlehnerin bei ihr eintrat; sie rief sogleich die kleine Magd, damit sie sich die Küchelnangelegen sein liesse, indes sie selber sich ihrer grossmächtigen Besucherin widmete. Die Pfarrersschwester hatte ein feines Mausgesicht, sie versetzte den Leuten mit der sanftesten Miene nicht ungern einen Stüber — aber die Vorderlehnerin hat einen dicken Beutel—und den muss der geistliche Herr für seine Armen offen finden.

Dabei wüsste sie heute doch eine schöne Neuigkeit . . .

Die zwei Frauen sassen sich gegenüber: "Schwere Zeiten —" hub die Bäuerin an, denn immer noch war sie grantig — sie wusste nicht recht warum; schliesslich leben sie und der Bauer schon manches liebe Jahr alleinig im Hof, und es ist immer gut und friedlich zugegangen mit dem braven Mann. In dieser letzten Zeit war ihr der Bauer freilich mitunter recht einsilbig vorgekommen.

Die Pfarrersschwester fiel ihr ins Wort: "Ja — wenn dös die Vorderlehnerin schon sagt—was taten denn nachher die anderen sagen, die wo manchesmal net wissen, wo ein Stückel Brot hernehmen und wo ein Gwand."

Die Bäuerin zog ihren Beutel und entnahm ihm ein blitzblankes Fünfmarkstückel. "Dös is für'n Herrn Pfarrer seine armen Leut. Unser Herr Christ soll sein Segen drauf geben."

Sonst spendete sie stets mit der besonderen Befriedigung, den Leuten im Dorf zu zeigen, dass die Vorderlehnerin ein wohltätiges Herz hatte, ein christliches; aber heute war ihr ein solcher Missmut im Anwachsen, dass nicht einmal ihr Wohltun der Bäuerin aus ihrer Trübsal helfen kann. "Werds scho Arme wissen, die wo net amal heut sich was vergunnden derfen . . ."

Hurtig schoss der Blick aus den hellen Augen der Pfarrersschwester über ihr wohlhäbiges Gegenüber. Jetzt kann sie doch nimmer anders—jetzt muss ihre Neuigkeit halt doch heraus: "Vorderlehnerin," sagt sie bedeutsam, "Arme ham mir grad g'nug, da dank ich halt recht schön für dös Geld. Aber — ich mein, besser is, ihr hört's es von mir — vor drei Wochen is dem Seppl die Seinige zuzog'n mit samt ihre zwoa Bamsen . . ."

Soweit war ihr die Rede geraten, als ihr die Bäuerin — stocksteif auf ihrem hellen Kirschbaumstuhl über den Mund fuhr: "Ja, was soll denn dös hoassen, dass s'mir so daherkemmen. Nix will i hörn, gar nix!" Die Bäuerin erhob sich. "Da gebn's mir glei die fünf Markl wieder her!"

Ehe noch die andere von ihrem Schrecken sich erholte, hatte ihr die Bäuerin das Geldstück entrissen, das ihr lose in der Hand lag — und war auch schon zur Türe hinaus. Die Vorderlehnerin hat ein gar hitziges Blut.

Wie nun aber die Bäuerin auf dem Weg vom Pfarrhof zur Kirche daherschritt, war ihr der Zorn schon wieder leid; das ist nicht recht—für einen Christenmenschen am Heiligen Abend — und so mochte sie nicht wieder daheim ankommen. Sie beschloss also noch für einen kurzen Einstand die Kirche aufzusuchen. Gesagt, getan. — Sie stiess die schwere Türe auf, tauchte die Finger in den Weihbronn, und ging schon wieder steil aufgerichtet durch das Schiff zum linken Seitenaltare, wo die schöne Krippe bereitet war, der Stolz der Gemeinde. Den heiligen Josef, den haben die Vorderlehnereheleute gestiftet, dazumal, wie der Seppl glücklich aus dem Kriege heimgekommen ist . . .

Die Kirche war menschenleer. der Altar schon für die Mitternachtsmesse gar schön geschmückt. Die Bäuerin setzte sich in die vorderste Bank, zog ihren Rosenkranz aus dem Rocksack — und mühte sich im Gebet gegen ihren Zorn und ihren schweren Sinn aufzukommen. Dass aber auch diese nixige Person, — dem Seppl die Seinige, — ausgerechnet ins Dorf zuziehen

hat müssen — und dass die Pfarrersschwester ihr das gerade heute erzählt hat! Das hatte ihr gerade noch gefehlt! Der Blick der Bäuerin wanderte auf die Krippe: sie erinnerte sich nur zu gut, wie sie sich damals gefreut hat, als sie den heiligen Joseph stiftete. War einmal gar ein so liebs Büberl — ihr Seppl! Wie ein kleines Lamperl — so lebendig und zutunlich!

In die Augen der Bäuerin traten Tränen, ob sie es wollte, oder nicht. Wenn sie doch nur ihren Seppl wieder hätte! — Weiss unser Herrgott — wenn sie ihn wieder lebendig machen könnte — sie würde sich vielleicht (gewiss ist es nicht) sogar mit der Person, der nichtsnutzigen, abfinden. Dann bräucht der Bauer auch nicht so trübsinnig hinter seinen Pflugochsen herzugehen! Schliesslich, da hat der Herr Pfarrer schon recht — unser Heiland hat nirgends gesagt, dass ein Grossbauernsohn nur eine Grossbauerntochter h e i r a t e n darf,—aber, dass wir um Seinetwillen den Menschen gut sein sollen — das hat er gesagt. — Und sie bräuchte dann nicht so einschichtig sich in dem grossmächtigen Hof abrackern für einen Vettern, den wo sie fast gar nicht kennt — sondern für ihr eigen Fleisch und Blut. — Kann schon sein, sie würde es heute um Christi willen anders bedenken. Freilich vorhin, der Pfarrersschwester, der ist sie übers Maul gefahren, was hat denn aber die auch so mir nix, dir nix mit ihrer unliebsamen Neugikeit daherkommen brauchen.

Noch bedachte sich die Bäuerin, als hinten an der schweren Kirchentüre ein Kratzen und Scharren laut wurde. Irgendjemand hat nur mit Mühe die schwere Tür aufgebracht. Endlich ist es aber diesem Jemand dann doch gelungen. Und danach trippelten blosse Kinderfüsse auf den Kirchenfliesen zur Krippe hin. Wie kann denn das nur sein, dass eine Mutter bei solch einer Kälte ihre armen Kinder barfüssig laufen lässt? Die können sich ja wirklich den Tod holen. — Sehr aufmerksam blickte die Bäuerin auf. Nun kamen zwei Kinder an ihr vorbei: ein Mäderl von fünf Jahren vielleicht, das ein dreijähriges Büberl an der Hand führte.

Wie die Bäuerin das Büberl näher ins Auge fasste, gab es ihr einen Stich in das traurige und verstörte Herz: ja — o du mein Gott — das ist doch wahrhaftig der Seppl! Die Bäuerin hielt vor lauter freudigen Schrecken und weher Sehnsucht buchstäblich den Atem an: Nein, so was — wer kann denn nur das Büberl sein — sie kennt es nicht, und auch das liebe, blasse, magere Dirndl hat sie noch nie gesehen . . . ganz blau sind die zwei Kinder vor hartem Frost—Die Zwei wurden der Bäuerin offenbar kaum gewahr; sie gingen hin zur Krippe und betrachteten sie. Wie auf ein liebes Wunder sahen sie auf das Jesulein hin. Das Dirndl schlug das Kreuz, zeichnete dem winzigen Büberl das Kreuz auf die helle, von goldenen Locken umkringelte Stirne und sprach geschäftig auf das Brüderlein ein. Danach setzten sich die Zwei auf die Altarstufen unter der Krippe. Was werden sie denn jetzt tun, fragte sich die Bäuerin — und nur, weil sie das gar zu gerne wissen wollte, stand sie nicht sogleich auf, um die zwei Kinder in ihren grossen wollenen Schal einzuhüllen.

Also die Zwei falteten die Hände und fingen an zu singen: "Ihr Kinderlein kommet, ach kommet geschwind!" Ihre feinen, hellen Stimmen klangen so fromm, dass es der Bäuerin in ihrer Seelennot schier beinahe das Herz sprengte — ihr war zumute, als habe der Heiland diese zwei Kinder nur für sie in die Kirche und dort zur Krippe geschickt — und als habe er auch sie, die Vorderlehnerin, dieses selbigen Weges geführt.

Indes aber die Bäuerin Wort für Wort des kindlichen Liedes zum Preise des für uns geborenen Heilandes anhörte, schmolz langsam all ihr Stolz und all ihre Härte. Mit einmal Male wusste sie auch — wer die zwei Kinder waren.

Diese Kinder dort am Altare— das war ihr eigen Fleisch und Blut, das, von der Not um alle gesunde Blüte behüteter Kindheit gebracht, mager und blass und vor Kälte zitternd, den Heiland in seiner Krippe besuchte. Wäre ihre eigene Härte nicht, die Zwei brauchten nicht zu hungern und frieren. Der Bäuerin war so, als werde ihr der Heiland dies Hungern und Frieren der kleinen Beter anrechnen wie eine ganz schwere Missetat. Da kann sie kein Fünfmarkstück für andere Notleidende von solcher Schuld loskaufen. Sie wusste, dies Lied hatte der Heiland bestellt, um ihre Herzenshärtigkeit zu besiegen. Dazu hatte ihr Schutzengel die Kinder in dieser Stunde zur Krippe geführt. Wie nur soll sie sich gegen diesen Ruf wehren?

So liebe Kinder — darf sie denn dem Bauern das antun, dass er die nicht kennt, wo er doch solch einen Kummer tragen muss, weil er für Fremde schuften soll, er, der heute, am heiligen Christfest, kein Kinderlachen hörte . . .

Mit einem Male kann sich die Bäuerin nimmer gegen diese Stimmlein wappnen; ihr ist, als seien ihre eigenen Füsse blau vor Frost — und sie selber müsste Hunger leiden. So hartherztig— fährt ihr durch den Sinn — haben auch diese abscheuligen Juden das Jesulein hungern und frieren lassen . . .

Da steht die Vorderlehnerin auf von ihrem Platz, geht hin zu den Kindern, nimmt das Dirndl an der Hand, bückt sich und hebt das Büberl auf den Arm: "Kommt mit!" fordert sie liebevoll. Das Herz ist ihr plötzlich leicht und voll unsagbarer Zärtlichkeit.

So ist es gekommen, dass sie an diesem Abend im Vorderlehnerhof doch noch ein richtiges Christfest feierten, die Bäuerin und der Bauer, der vor Freude vergass, selber zuzulangen, weil er die junge, stille Frau — dem toten Seppl die Seinige — versorgen muss — die glückselige Mutter, die nun endlich doch in ihres Seppl Haus zugelassen ist — und die Kinder.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Es war gegen Ende Januar, der Tag mild, der Schnee begann zu schmelzen, schmale braune Bäche flossen die Abhänge herab. Trübselig schielte die Sonne durchs weisse Gewölk, die entlaubten Bäume an der Strasse warfen bleiche Schatten auf den sumpfartig schimmernden Feldweg, an dessen Rand Pavel dem Dorfe zuschritt.

In seiner Haft hatte er oft gemeint, wenn er nur wieder ins Freie kommt, an die Luft, wenn er sich nur wieder regen darf, dann wird alles gut. Nun war er frei, wanderte heim, aber gut wollte es nicht werden. So öde, so kahl, so freudlos wie die Landschaft in ihrer winterlichen Armut lag die Zukunft vor ihm.

Sein erster Gang im Orte war der zur Hütte des Hirten. Von dem Herd im Flur hatte man den Kram, der ihn früher bedeckte, abgeräumt. Vinska kniete am Boden und schürte das Feuer, das hell und lustig brannte. Schweigend, ohne sie anzusehen, schritt Pavel an ihr vorbei, geradenwegs in die Stube. Virgil und sein Weib schrien auf, als er vor ihnen erschien; die Alte bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, der Greis hielt dem Eintretenden, wie ein Beschwörer dem Satan, den Rosenkranz entgegen und zitterte dabei am ganzen Leibe. Pavel aber kreuzte die Arme und sprach:

“Spitzbub, Spitzbübin, ich bin wieder da, und eine Schrift darüber, dass mir das Gericht nichts tun darf, hab' ich in der Tasche. Dass ihr mich jetzt in Ruh beim Lehrer lasst, das rat ich euch, sonst geht's euch schlecht. Angewachsen ist mir die Zunge nicht. — Das hab' ich euch sagen wollen,” schloss er, wendete sich und ging.

Sie blickten ihm betroffen nach. Der hatte sich verändert in den zwei Monaten! . . . Als ein Bub war er fortgegangen, als ein Bursche kam er heim; gewachsen war er und dabei nicht schmäler geworden.

Ausserhalb des Dorfes, zu Füssen eines Abhangs, den vor Jahren der längst ausgerodete Bauernwald bedeckt hatte, befand sich eine verlassene Sandgrube. Seitdem sie ihres Inhalts bis auf die letzte Ader entledigt worden war, gehörte sie zu den toten Kapitalien des Gemeindevermögens, und keiner dachte daran, das öde Fleckchen Erde nutzbar zu machen; denn keiner, der da begonnen hätte zu pflügen und zu säen, würde die Ernte erlebt haben. Einmal nur bot ein Verwalter der Frau Baronin, deren schlechteste Felder an die Sandgrube grenzten, dreissig Gulden für den von Unkraut überwucherten Winkel, trat jedoch von dem Kauf, als er richtig gemacht werden sollte, wieder zurück. Von der Zeit an hatte kein Käufer sich mehr gemeldet. Das Erstaunen war nicht gering, als ein solcher endlich wieder auftrat, und zwar in der Person — Pavel Holubs.

Ein Jahr war vergangen, seitdem er aus der Untersuchungshaft entlassen worden, und Tag für Tag hatte er sich, im Winter wie im Sommer, am frühen Morgen auf die Beine gemacht und war erst mit der sinkenden Nacht heimgekehrt. Nichts vermochte die Gleichförmigkeit seiner Lebensweise zu unterbrechen, nichts ihm eine Teilnahmsäusserung für die Vorgänge in der Aussenwelt zu entlocken. Ueber die Heirat Peters und Vinskas, die ganz in der Stille vollzogen worden war und im Dorfe sogar den hartnäckigsten Schweigern so viel zu reden gegeben hatte, verlor er kein Wort. An dem Tag, wie an jedem andern, ging er nach Zbaro, wo er immer Arbeit fand, in der Sägemühle, in der Zuckerfabrik oder im Wald. Er verdiente viel und konnte am Ende der Woche seinen Lohn ungeschmälert in die Sparkasse unter der Diele im Zimmer Habrechts legen, da ihn dieser mit Kost und Kleidung versorgte. Mit Wonne sah er das Wachsen seines Reichtums und hätte sich überhaupt ganz zufrieden gefühlt — unter zwei Bedingungen. Ein Wiedersehen mit seiner Schwester wäre die erste, Ruhe vor den Neckerein der Dorfjugend die zweite gewesen. Aber keine von beiden wurde erfüllt. Sooft er sich an der Klosterpforte einstellte, wurde er unerbittlich fortgewiesen, und so zeitig er auch nach Zbaro ging, immer fanden sich Buben und Mädel, die noch zeitiger aufgestanden waren, um ihm aufzulauern und ihm unter dem Türspalt hervor oder über die Hecke hinweg nachzurufen: “Giftmischer!. . .bist doch ein Giftmischer!”

Pavel schwieg lange, klagte aber zuletzt voll Bitterkeit dem Lehrer seinen Verdruss.

"Schau, schau," erwiderte er, "jetzt ärgerst dich?...Wie lange ist's her, dass dir um nichts so viel zu tun war als um die schlechte Meinung der Leute?"

Der Bursche wurde rot: "Man kann am Ende genug davon kriegen," meinte er, und Habrecht versetzte:

"Das denk ich. Wenn sich einer Prügel geholt hat und im Anfang auch trotzt und sagt: Nur zu! endlich wird's ihm doch genug, und dann sagt er: Hört auf! Aber just da packt die, die zuschlagen, erst die rechte Passion. Wie geht's denn mir, und wie lange ist's denn bei mir her, dass ich gelacht habe, wenn die Leut gekommen sind und mich gebeten haben, ich soll machen, dass der Hagel ihr Feld oder der Blitz ihre Scheuer verschont? Es hat mir geschmeichelt... Oh, lieber Mensch. ...und heute möchte ich jedem Esel um den Hals fallen, der nichts anderes von mir glaubt, als dass ich so dumm bin wie er selbst."

Im Wirtshaus berieten derweil die Bauern über den Verkauf der Sandgrube an Pavel. Anton, der Schmied, um seine Meinung befragt, befürwortete die Sache.

Auf ihn hatte die Schuldlosigkeitserklärung, die Pavel von Amts wegen ausgestellt worden, Eindruck gemacht, und das Gutachten der Sachverständigen ihn in dem Zweifel befestigt, den er von Anfang her an der Leichtigkeit der Gifte gehegt. Sein Rat war: Man verkaufe dem Buben die Grube, er hat Geld, er soll zahlen.

Der Vorschlag ging durch.

Pavel wurde mündig gesprochen und erwarb die Sandgrube zu hohem Preis, nachdem man ihm begreiflich gemacht hatte, dass die Gemeinde, der er ohnehin seit sieben Jahren im Beutel lag, am wenigsten ihm etwas schenken könne.

Was ihn betraf, er fand seinen Besitz nicht zu teuer bezahlt. Ihm erschien eine Summe immer noch gering, die ein Wunder getan und ihm, dem Bettler, dem Gemeindekind, zu einem Eigentum verholfen hatte. Sein Gönner und er beschlossen den Tag, an dem der Kaufkontrakt unterschrieben worden war, auf das feierlichste.

Habrecht zündete ausser dem Lämpchen auch eine Kerze an, Pavel breitete seine Schätze vor sich aus, das Zeugnis vom Amte, den Kaufvertrag, den Rest seiner Ersparnisse und Miladas Beutelchen mit seinem noch unangetasteten Inhalt. Das Geld wurde gezählt und ein Ueberschlag der Kosten des Hausbaues gemacht. Um die Ziegel war keine Sorge, die sollte Pavel auf dem Felde des Lehrers schlagen, nach Ton brauchte man in der Gegend nicht weit zu suchen. Schwer hingegen ist das Holzwerk beizuschaffen, dazu reichten die vorhandenen Mittel nicht aus und konnten im günstigsten Falle vor dem nächsten Herbste kaum zusammengebracht werden. Zum Glück kommt der Dachstuhl zuletzt; die nächsten Sorgen Pavels galten der Planierung seines Grundes und dem Aufbau seiner vier Mauern. Genug für den Anfang, genug für einen, der zur Bestellung seiner Angelegenheiten nur die Zeit hat, die ihm der Dienst bei fremden Leuten übriglässt.

Dies alles ausgemacht, und der Bursche holte Schreibmaterial herbei und verfasste, schwer seufzend und unter grösseren Anstrengungen, als das Fällen eines Baumes ihm gekostet hätte, folgenden Brief:

"Milada,

meine allerliebste Schwester ich bin dreimal bei dir gewesen, aber die Klosterfrauen haben mir es nicht erlaubt, der Herr Lehrer hat ihnen schon geschrieben. Milada ich hab die Sandgruben gekauft, wo ich für mich und die Mutter das Haus bauen soll, bitte die Frau Baronin, dass sie mich zu dir gehen lässt weil ich unschuldig bin und vom Gericht den Schein bekommen habe dass mir das Gericht nichts tun darf ich habe auch neue Kleider und möcht nicht mehr im Kloster Knecht sein weil ich die Sandgruben hab. So sollen mich die Klosterfrauen zu dir erlauben."

Auch an seine Mutter schrieb Pavel noch an demselben Abend und teilte ihr mit, dass sie, wenn ihre Strafzeit verflossen sein werde, eine Unterkunft bei ihm finden könne.

Von der Mutter kam auch doch bald ein Brief voll Liebe, Dank und Sehnsucht; die Antwort Miladas liess lange auf sich warten und brachte, als sie eintraf, eine herbe Enttäuschung.

"Lieber Pavel, ich habe immer gewusst, dass du unschuldig bist" — hiess es in dem Schreiben — "und mich gefreut und Gott gedankt, dass er dich würdigt, unschuldig zu leiden nach dem Vorbild unseres süssen Heilands. Und jetzt muss ich dir etwas sagen, lieber Pavel. Ich habe dich lange nicht gesehen, aber das war nur Gehorsam und kein freiwilliges Opfer, das hat mein Erlöser mir nicht angerechnet. Jetzt hat die ehrwürdige Frau Oberin erlaubt, dass du mich besuchst, und jetzt erst kann ich ein freiwilliges Opfer bringen. Ich tu's, Pavel, und ich bitt dich, lieber Pavel, komm nicht zu mir, warte noch ein Jahr, warte ohne Murren, denn nur das Opfer, das wir freudig zu Füssen des Kreuzes niederlegen, ist ein Gott wohlgefälliges und wird von Ihm denen angerechnet, für die wir es darbringen. Lass uns freudig entsagen, du weisst, dass wir es für die Seelen unserer Eltern tun, die keine andern Fürsprecher als uns bei dem ewigen Richter haben. Komm also nicht. Wenn du aber dennoch kämst, lieber, lieber Pavel, es wäre umsonst — mich würdest du nicht sehen, ich würde die guten Klosterfrauen bitten, mich vor dir verstekken. Du würdest wieder fortgehen, hättest mich nicht gesehen und mir das Herz nur unendlich schwer gemacht, denn ich habe dich lieb, mein

lieber Pavel, gewiss lieber, als du dich selbst hast. "

"Was schreibt denn deine Schwester?" fragte Habrecht, der den Burschen mit betroffener Miene auf das Blatt niederstarren sah, dessen schöne regelmässige Schriftzüge er langsam entziffert hatte. Pavel beugte sich plötzlich vor, grosse Tränen stürzten aus seinen Augen.

"Was schreibt sie?" wiederholte der Lehrer, erhielt keine Antwort und fragte nicht mehr; er wusste ja bereits aus Erfahrung, wenn der Mensch etwas verschweigen will, dann gibt es keine Macht auf Erden, die ihm sein Geheimnis entreisst.

Als das Frühjahr kam, schlug Pavel in einer Reihe von mondhellen Nächten die Ziegel zu seinem Bau. Mehr als einmal fand er, am Abend aus der Fabrik heimkehrend, seine Arbeit zerstört. Kleine Füsse waren über die noch weichen Ziegel gelaufen und hatten sie unbrauchbar gemacht. Pavel lauerte den Uebeltätern auf, erwischte sie und führte sie dem Pfarrer vor. Es wurde ihnen eine Ermahnung zuteil, die jedoch ohne Wirkung blieb, der Unfug wiederholte sich. Da beschloss Pavel, selbst Gerechtigkeit zu üben. Mit einem Knüttel bewaffnet, wollte er hinter einem alten breitstämmigen Nussbaum Posten fassen und die vom Dorfe heranrückenden Feinde dort erwarten, durchbleuen und verjagen. Zu seinem grössten Erstaunen fand er jedoch das Hüteramt, das er antreten wollte, schon versehen, und zwar — durch Virgil. Dieser hatte gleichfalls einen Stock in der Hand.

"Bin da," sagte er, "hab' ihrer gerade einige weg-getrieben."

"Was willst du, Spitzbub?" fuhr Pavel ihn an. "Fort, schlechter Kerl, mit dir bin ich fertig!" Er erhob den Knüttel.

Virgil hatte den seinen auf den Boden gestemmt, beide Hände darauf gelegt und sich zusammengekrümmt. Zitternd und demütig sprach er:

"Pavlicek, schlag mich nicht, lass mich hier stehen, ich stehe hier und geb acht auf deine Ziegel."

"Du, ja just du wirst achtgeben, du!... Dich kenn ich. Geh zum Teufel."

"Sprich nicht von ihm!" wimmerte der Alte beschwörend, und seine Knie schlotterten, "sprich um Gottes Willen von dem nicht. Ich bin alt, Pavlicek, ich werde bald sterben, du sollst mir nicht sagen: Geh zum Teufel."

"Alles eins, ob ich's sag oder nicht, alles eins, ob du gehst oder nicht, wenn du nicht von selber gehst, holt er dich."

Virgil fing an zu weinen: "Meine Alte wird auch bald sterben und fürchtet sich. Sie möcht dich noch sehen, bevor sie stirbt. Sie war's auch, die mir gesagt hat: Geh hin und gib acht auf seine Ziegel."

Pavel betrachtete ihn still und aufmerksam. Wie er aussah, wie merkwürdig! Ganz eingeschrumpft und mager, vor Kälte zitternd in seinen dünnen Kleidern, und dabei das Gesicht feuerfarbig, wie ein Lämpchen aus rotem Glas, in dem ein brennender Docht schwimmt. Das Oel, von dem dieses jämmerliche Dasein sich nährte, war der Branntwein; der einzige Trost, der es erquickte, ein gedankenloses Lippengebet.

Armer Spitzbub, dachte Pavel, die Zeiten sind vorbei, in denen du mich misshandelt hast, jetzt kriechst du vor mir. "So bleib," sprach er zögernd und immer noch voll Misstrauen, "ich werd ja sehen, was für einen Wächter ich an dir hab."

Als er wiederkam, fand er alles in Ordnung; Virgil hielt wirklich treue Wacht, verlangte dafür nicht Lob noch Lohn und fragte nur immer: "Wirst nicht zur Alten kommen?"

Pavel liess ihr sagen, seinetwegen könne sie in Frieden sterben, aber besuchen wolle er sie nicht mehr. Der Hauptgrund seiner Weigerung war die Furcht, Vinska bei ihrer Mutter zu treffen und ihr dort nicht ausweichen zu können, was er sorgsam tat, seitdem sie die Frau des Peter geworden war. Und wie er die Augen von ihr wendete, wenn er ihr begegnete, wie er jeder Kunde von ihr soviel als möglich sein Ohr verschloss, so verjagte er sogar jeden Gedanken an sie, der sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte.

Sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und er hatte ihr geholfen, es zu erreichen; jetzt sollte es aus sein. Was peinigte ihn denn noch, seinem Willen entgegen, stärker als seine eigene Stärke, was quälte ihn bei ihrem Anblick Er kreuzte die Arme über den Herzen und murmelte mit einem Fluche: "Klopf nicht!" Aber sein Herz klopfte doch, wenn die schöne Bäuerin vorüberschritt oder vorüberfuhr, in demselben Wägelchen, in dem ihr Mann, vor nun anderthalb Jahren, Pavel zu Gericht geführt hatte. Sie bemühte sich, glücklich auszusehen, es wirklich sein, konnte sie kaum. Peter war ein tyrannischer und geiziger Eheherr, der alle Voraussetzungen der Virgilova zunichte gemacht hatte. Seine Schwiegereltern durften ihm nicht ins Haus; das wenige, was Vinska zur Verbesserung ihrer Lage tun konnte, geschah im Geheimen unter Furcht und Zagen.

Sie selbst lebte im Wohlstand, hatte mit Gepränge die Taufe ihres zweiten Kindleins gefeiert, aber wie das erste, bald nach der Hochzeit geborene, war auch dieses, wenige Wochen alt, gestorben, und schon hiess es im Dorfe: "Sie bringt kein Kind auf."

Pavel war gerade dazugekommen, als man den kleinen Sarg ganz still und wie in Beschämung aus dem Tor hinausschaffte. Und ein Schluchzen hatte er aus der Stube drinnen gehört, ein Schluchzen, das ihm durch die Seele ging und ihn an die Stunde mahnte, in der die Unglückliche, die es ausstiess, an seiner Brust gelegen und ihn bestürmt hatte mit ihren Bitten und berauscht mit ihren Liebkosungen.

(Fortsetzung folgt)





Light is Risen

When Christ first came to man, He found the world at peace — a world in which, according to the Prophet Isaias, the wolf dwelt with the lamb. And so the Star of Bethlehem shone at leisure on the world. But it was a world of darkness; and darkness, much alarmed over the intruding rays, closed its owl-eyes to the light, went on being dark and tried to absorb this new light by snuffing it out. Fortunately it failed. But the enmity stirred by the Star has never died out, and to this day darkness is warrinng against the Christ-light that streamed upon the world on the first Christmas night.

The present war is just a chapter in this endless struggle—a war conceived and born and bred in the darkness of the same old hoary, pig-headed paganism of Christ's day ;a war against the light of the common sense of Christ. War is such a silly thing, apart from its being so supremely tragic. But the Christmas light of Christ still shines in the darkness to warn "men of good will" against the treacherous shallows of life. True, it may be difficult these day to catch the saving beam of Christ's Star through the foul smoke-screens, the screaming flashes of bursting shells, and the lurid glow of bomb-fired cities; but Christ's light will not burn out, and its guiding signals will reach us if we only focus the eyes of our soul upon them. We may have to burrow our way down to underground shelters or unearth ourselves from beneath hills of the debris of loved things, but ever on emerging or even while buried, we shall find the Star of Christ shining to steady and reassure us: "Fear not, little flock."

"If Christ were only with us once more, even for one day—let us say, on this Christmas of 1941!" But He is with us everyday of the year, so close we may well say his hand rests comfortingly on our shoulder—and yet more, His dear entire Self comes into us at Communion to light up the darkness within and without. With His light to show the way, we can pick unfaltering steps in the "region of the shadow of death." Crooked, rugged, narrow lanes, lined with chasms, slippery with tear-drenched and blood-soaked soil! It all seems hopeless! But if we walk in the footsteps of Christ, neatly printed there, we may be sure of our footing. A nervous hand snugly buried in the hand of Christ, we can enjoy our Christmas with Christ in spite of tumbling avalanches of ambitions and plans.

Let us base our operations from which we take off in the early morning to face the ordeal of the day, be the altar rail. What lies ahead of us; we know not; but if the readiness of Christ is in us, what have we to fear? The eucharistic Christ, safely berthed in our soul, will shine in us in works of light; He will shatter the shadows in us and will be, through us, a flaming beacon to those who, unwise, have taken off from the wrong base of operations in the morning....

Christmas, a feast of light! Let it be just that, against and in spite of the darness that would choke out the real Christmas spirit in us. We have one hope, Christ. If that hope dies out, we are lost. But no devil-brewed darkness, unless we connive with it, can ever put out the light kindled by Christ in the soul of His adopted Brothers. Let there be light at Christmas, the undying light of Christ, and all will be well with us. in spite of everything that is wrong with the world.



GIVE THE MEN A BREAK

Have you ever noticed that in accounts of weddings the bride and bridesmaids invariably receive all the attention? Minute descriptions are given of the bride's apparel and what kind of flowers she carried, but nothing is ever said about the groom. He might as well be dressed in overalls, as far as the newspapers care.

We suggest that this situation be remedied, and offer here a sample of what could be done by a conscientious reporter.

"Last Saturday at St. Juliana's Church Edmund Blott and Clara Ink exchanged their marriage vows in a beautiful ceremony. The groom was strikingly handsome in his formal attire. His distinctive cutaway coat revealed just the right amount of beautifully starched shirt-front, the whole being surmounted by a neatly turned collar and four-in-hand bow tie. His hair, parted on the left side, was fragrant with Pomade. His pants, carefully pressed, were just the correct length, setting off to advantage his glistening patent leather shoes. In the lapel of his coat the groom wore a simple white carnation, which matched well with the florad decorations of the altar."

That will do for a starter, though we haven't even touched the best man and the ushers. We cheerfully offer the idea to any entrprising young reporter who wants to get ahead.

THE LIGHTER LOAD

Two angels, says an old legend, were sent out from heaven one day to gather the prayers of men. As they neared the earth, they were deeply impressed by the great beauty all about them. There were great orchards laden with fruit, fields golden with ripening grain, green pastures, and peace and plenty everywhere.

"Let us divide our work," said one of the angels. "See, my bag is much larger than yaurs. Therefore I shall gather the prayers of praise and thanksgiving for all these beautiful things, while you, with your smaller bag, may gather the complaints and petitions."

So they separated, each goinng about his work. At sunset they met again.

"Oh!" exclaimed the angel with the small bag, "how busy they've kept me! This bag did not begin to hold all the complaints and petitions, so I had to make three trips. Who would imagine that men could be so discontented!"

"And I," said the other angel sadly, "found my bag far too large. I have looked about all day where people seemed to have all that their hearts could desire, and yet I have in my bag only one little 'Thank you!' "

‡ ‡ ‡

Only a convict likes to be stopped in the middle of a sentence.



Just for Christmas

By Lucille Baroni

A grey November day with a chill wind whipping hundreds of leaves of scarlet and brown into a frenzied frolic on the trim lawn might have been one of the causes for the feeling of depression, for the slowly growing apprehension.

Hers and Vincent's married life the past three years had been somewhat like that dance of the leaves on the lawn, and now exhausted by the rapid pace that had had no worthwhile objective, he was ready to quit; she to go her way, and he his.

Not in so many words had he told her that, but three years is sufficient time to learn each other's habits, read each other's very thoughts so that words were not always necessary. But she could not understand why or how they had reached such a point in their lives together.

She managed to keep their house immaculate even when they lived in the two-room apartment with hardly enough room to turn around in the minute kitchen. That had been in the first year of their marriage. Later, when fame settled its precarious mantle over her shoulders, she had permitted nothing to interfere with the taking of their meals together; invited to their occasional dinner and supper parties only those for whom Vincent had a special preference, and made it a rule in her house never to talk shop.

She knew through mutual friends, however, that he admired her skill as an artist. As for herself, Vincent was the most brilliant, the most clever of business men.

They had had so much to make their lives together one unbroken path of happiness yet the serpent of unrest and discontent was rearing its ugly head. Not in herself for she was satisfied, but in Vincent.

She lay awake at night trying to puzzle it out. Aud the next morning Vincent's gloomy face across the breakfast table would remind her of their tottering marriage and of her inability to find the cause. She persevered in her determination to fight to save it from complete annihilation believing that somehow, somewhere she would find the solution to the puzzle. But how did one fight something that had no substance?

The cold fingers of the wind tugged at the window and its weird laughter seemed to mock her — poor, puny, human willing, if it meant the restoration of peace and happiness, to sacrifice her position in the world of art for which to attain she had striven with all her might and brain.

Anne turned shuddering from the window and went upstairs to the easel waiting in her studio. But enthusiasm was wanting. Of a sudden shading , light and color, the painstaking work of detail became the epitome of utter futility and foolishness.

She realized that no creditable landscapes would be produced feeling as she did, so , slipping out of her smock, she rang for the maid.

"Have Bostow bring the car around to the side entrance," she ordered.

In a simple suit of brown with a soft, tan felt pulled down over her dark hair, Anne silently looked back at the unhappy reflection in the mirror. It could not be that someone else had

proved more attractive to Vincent for was she not still as youthful and lovely as on their wedding day?

"I'm driving alone today, Bostow." she told the chauffeur.

Sending the heavy coupe across the floor of the valley at a rather rapid pace for her, Anne noticed for the first time that Carmel Valley's little abode church was charming even on such a dismal day.

Forming the nucleus of the small town around which the lives of the copper-skinned inhabitants revolved, it imparted a calm strength to its desert-like surroundings that Anne now more than ever before in her life needed. Abruptly she brought the car to a stop and went in.

The damp musty smell struck her nostrils, and it was not unpleasant. Two Indian women knelt at the communion rail in prayer.

Anne's artist's eyes went to the statues grouped about the altar, to the stations of the cross on the walls and she found that what they lacked in craftmanship they more than compensated for in the natural, life-like expression of face and form.

Take for instance that one of the infant sitting on the knee of His tenderly smiling Mother. In another moment He would slip to the floor and toddle down the altar steps His little hands held out to balance Himself.

Anne sank to her knees humility bending the head that had lifted proudly to the praises of art critics. Never in any of her landscapes and portraits had she been able to get the results obtained with such apparent ease by the hands of the unskilled Indian artist who had fashioned these statues.

When she left, it was with the impression that the lips of the Babe had parted in a smile. Glancing into the rear-view mirror she found an answering smile on her own. And oddly the depression and worry of a few hours ago were gone, in their place a feeling as of being lifted up into the realms of spiritual sublimity coming to strengthen her, enabling her to face whatever the future had in store for her.

ADVENT WITH ITS MESSAGE of peace and good will to men was drawing near but Anne Fairfax absorbed in the cares of the world was not attuned to the spirit of the approaching season.... Those inclined to envy her position in the world of art, her lovely house topping a hill in secluded Carmel Valley; her handsome, debonair husband, would have been surprised at the unhappy expression on her face and the trend of her thoughts, as she stood at the window of the living-room surveying her little kingdom.

Tonight she was having a few friends in from Los Angeles for an informal dinner which she herself was preparing since it was Brigid, the cook's night off. Perhaps in the congenial company of members of their set, Vincent's gloom might be dissipated.

Anne stopped at the grocery store, her original destination, planning the menu as she made her purchases. Blessed surcease from a constant going over and over a problem that seemed to have no solution.

After dinner she suggested bridge, and they were deep in the intricate game when Eunice Fields, wife of Vincent's business partner, broke into the concentration of the players to say, "Vincent, I'm positive you and Anne are keeping a secret from us."

Anne looking up to deny the charge saw a slow flush creep up Vincent's neck to his face. She said nothing then leaving him to explain, if explanations there were.

"Afraid, I don't understand."

"Oh, tush and nonsense, you do so. Who was that perfectly adorable youngster I saw you with in the toy department of the Gas Company yesterday afternoon?"

The flush became a beet red suffusing his face. He sought out and found Anne's eyes upon him.

"Oh-um, someone I adopted just for Christmas."

"That," wailed Eunice in disappointment, "is what I thought the secret was."

Vincent laughed and Anne strove to make herself believe that he did not mean to be unkind when he said, "Us adopt a little one? Anne hasn't time to care for 'em."

Here was a part of Vincent's life, she was thinking her eyes fixed unseeingly on the cards in her hand, to which she was not admitted. How long had he been adopting children just for Christmas? Whose children were they? Surely not their friends' or she would have known long before this.

After the guests were gone and they were in their room, she said, "Who was the child, Vincent?"

He leaned over to pull off his shoes. "Oh, some little tike on the lower east side. Parents poorer than the proverbial church mouse.

She said nothing more but far into the night she lay thinking, and her thoughts were of their childless marriage. In the darkness, she seemed to see again the Infant taking weak baby steps down from the altar in the adobe church, and this time He was not smiling for upon that sweet face was an infinite sadness like that which surely must be on the countenances of the angels of all those unborn babies, of parents whom they would never see because mother and father had no time for them.

Anne stirred in her sleep and awoke to find herself sobbing aloud. She was thankful that Vincent had always been a heavy sleeper.

A few day before Christmas, Anne made the suggestion that

required all the courage she possessed for she made it in the very teeth of the unhappiness that was slowly but surely grinding to a climax. She saw it in Vincent's frequent absences from home, his restless wandering about the house when he was there, his struggle to put into words what was on his mind.

They were at breakfast and from the window of the nook a vast panorama of virginal beauty lay at their feet for them to feast their eyes upon.

She said, "It just struck me all this loveliness going to waste. Let's share it, shall we?"

Vincent lifted haggard eyes to hers. The forced smile almost swerved Anne from her purpose.

"With a bang-up party I suppose where there'll be the same crowd, the usual drinking and all the rest ad infinitum."

"No, dear, this year it's to be different. Would a bang-up tree, a huge one for the living room, appeal to you?"

He laughed. "What would two of us do with a tree that size?"

He didn't mean to be cruel Anne kept reminding herself, but how each word held a sting that left a burning wound.

"Please let me finish. While the servants and I decorate the tree, you are to gather together the little ones from the lower east side, all those in the valley and bring them here to receive their gifts and to eat the dinner I shall have ready for them."

"Anne!"

He hadn't spoken her name in that tone of voice for a long, long time.

"Are you sure," eagerly, "we won't disturb you at your painting?"

"How could you when I shan't be in my studio."

"You mean . . ."

"That I shall be simply Mrs. Fairfax helping her husband to entertain his guests."

In his silence, in the gratitude that shone from his eyes, Anne discovered the solution to the puzzle. Vincent found life worth living only if the patter of baby feet could be heard on the floors of his house. How could she have been so blind, so selfish?

He entered into the spirit of the occasion with all the abandon and glee of a boy of ten. Anne deserted brush and easel without a qualm of conscience and joined him in an orgy of Christmas shopping for toys and clothing. She thought they'd never come to the end of his list of names.

At last they were finished and before leaving for the valley Anne stopped at a florist shop to buy a gorgeous sheaf of deep, red roses. To all her husband's curious questions, she would not give an answer. Happy laughter bubbled from her heart at the look of utter bewilderment on his face when she asked him to stop at the adobe church.

She found a vase, filled it with water from the ancient well at the rear of the church and placed her offering before the Babe on His Mother's knee.

Vincent never knew the reason for that bouquet of roses, Anne preferring to keep it a secret between the Babe, His Mother and herself. However, there was a secret that she shared with Vincent and about which she told him not long after the never-to-be-forgotten Christmas party for his waifs. It had to do with a visit from the long-legged bird sometime in the following year.

She felt too that he had a right to know of her newly-formed resolution to make her vocation that of being a good wife and mother leaving the painting of portraits to those more talented than herself.

If it hurt thus to put aside the work that hitherto meant as much to her existence as the air she breathed, Vincent's coming back to her as he was in the first year of their marriage more than compensated for any sacrifice.

Silent Night

One of the simplest of the world's true Christmas stories—but one that has brought the meaning of Christmas to millions of souls.

F. A. Brunner

A POET-PRIEST, a schoolmaster, and a broken organ combined to bring us the beautiful Christmas hymn, "Silent Night! Holy Night!"

It happened on the Christmas Eve of 1818 in the little village of Oberndorf, near Salzzburg, Austria. Father Joseph Mohr, "vikar" or assistant in the tiny church of St. Nicholas, handed the schoolmaster a crumbled sheet of paper on which, in his bold laborious scrawl, he had written a little poem.

"See what you can do with it," he said, almost indifferently. "It might make a nice hymn for the midnight singing."

Schoolmaster Franz Gruber scratched his head. Yes, the words did have a fine ring to them:

Silent Night! Holy Night!
All is calm, all is bright—"

"Well, I can try to patch some music together," he said thoughtfully. "But now I must look for that organ repairman from the Zillerthal. See you after supper, Herr Vikar."

But the young organist was just a bit doubtful. The organ at the parish church was broken and would probably be useless that night. To carry over the old spinet from his schoolroom at Arnsdorf was out of the question. The whole program he had prepared for the Midnight Mass seemed doomed to failure.

As the organist schoolmaster

trudged the two miles to Arnsdorf through the brittle snow, he could not help thinking of the poem the priest had given him. Great silver-clouds shining at the verge welled over the fir-tops and seemed to spread a calm over the tinkling sky; reminding him of the spreading calm and brightness the poet spoke of. Franz hated to disappoint his friend.

Breathless and tingling with the chill, the schoolmaster clambered up the slippery steps of the Arnsdorf schoolhouse, almost fell on the uneven tile of the open hallway, and then settled contentedly before the huge porcelain stove of the main room. Here in the warmth, matters somehow began to look less uncertain than they had out in the crisp cold. He scratched around on his desk for a music pad, dipped a quill into the inkwell, and began to write out the poem under the stave. The words almost hummed themselves into a tune. "Silent Night! Holy Night! All is calm, all —" The schoolmaster's pen began to scrape across the paper. "Sol—la—sol—mi.... re—re—ti—ti—do—do—sol—sol." Visions of the cold crib all bright with the Godhead kept hovering along the ridge of his brows. The hour he spent over his quill and pad seemed like the happy moment when the angels had first sung their message to the lowly shepherds on Bethlehem's hills.

It was done! The music kept sounding in his ears, still and sweetly. Franz Gruber's face beamed with a happy satisfaction. There came into his movements a hastiness quite strange to so methodical a man. Out of the door he rushed, forgetting his cap; back again to fetch it. He spied his guitar and mastened the green strap over his shoulders as he rushed out once more into the chill.

The two miles to Oberndorf were far too long. Father Mohr must hear the song at once.

"It's finished, Herr Vikar — needs only to be arranged for the choir tonight! Here, let's sing it together; you take the melody and I'll strum along on the guitar."

As they sang and played together, the dark young priest and the spare young schoolmaster, the words of the poem took on new meaning and new force. There was no need to ask whether the Father was pleased. The fervor of his singing and the twinkle in his eyes told you that.

And so that night, when, one after the other, the bells of the churches struck the happy hour of twelve in a tumbling cascade of friendly disagreement, the beautiful Christmas song was sung for the first time from the gallery of the church of St. Nicholas. The schoolmaster strummed on his guitar — for the organ was still unrepaired, and two high treble voices lifted into glowing sound the tender words "Silent Night! Holy Night!" And when the whole choir of men and boys took up the melody, it was as though the angels took up the song and swelled the music from the blue, star-set gloom outside.

That was Christmas 1818. The villagers heard the song and were enraptured. The organ repairman from Zillerthal heard it and was struck by the beauty of the air. He carried the melody home with him. Four girls from the Zillerthal, Strasser by name, heard the organ builders version, and immediately embodied it in their concert repertory. And so the melody was carried from the little church of St. Nicholas and the tiny valley of the Salzach out into the great towns of Europe and all the world.

The Crib



Come to an inn near the meadows
Where Mary and Joseph abide,
Cast forth from the inns of the city
To drift with the midnight tide.

Here are no guests of the pageant
That moves in a dance far below,
Where lights from the inns that refused Him
Are quenched in the winter snow.

Here is no shout and no sinning
That colored the hours of night,
While hillside and meadow and maiden
Were robed in angelic light.

Here is no minstrelsy braying
Like dogs, all in vain, 'gainst the moon;
Only the winds from the mountains
Wooing the tree tops too soon.

Here is no glare and no gleaming
Of lights in their prison of wine;
Only the starlight of heaven
That silvers the fruit on the vine.

Here is no merchant or vendor
Of things that the world prizes dear;
Here is a maid and her Offspring
Born with the death of the year.

The policeman approached the organ grinder and demanded: "Have you a permit to grind this organ in the street?"

"No, me no habbe de permit."

"Then, mister, it becomes my duty to request you to accompany me."

"Alla right. Vatta you sing?"

'Twas the Night before Christmas

Rollo Bolds

CHRISTMAS was on Tuesday that year. Droopy trimmings of red and green, and a Santa Claus on every corner reminded most people that it was nigh, even at the door. Father Donovan's knowledge of its approach was much more scientific. Those steadily decreasing Sunday collections were an unfailing barometer. So when December 23rd struck a new low for his so often in-the-red parish, he was found prepared. Having finished his Office, he stacked and wrapped the collection returns, recorded the amount, sixty-eight dollars and two cents, in a small book and stowed the money away in the desk drawer. Then he gave to the bed the task of building up his energy units for the big day ahead.

* * *

The noise was still ringing in his ears as Father Donovan sat up in bed. Where it had come from he could not decide at once. It was a ringing sound which could not be associated with any thing in particular. The source of the disturbance, however, seemed to be in the office downstairs. In a second he had concluded that it was unlikely that either Father Masterson or Margaret, the housekeeper, would be downstairs this time of night.

Skidding into his slippers he gathered his flashlight from the small bedside table and reached in the dresser drawer for the revolver. He shook his head and smiled when he remembered that the latter had not been fired for twenty years and had been without amunition for the past ten. Nevertheless, it might come in handy, if someone needed a scare more than a bullet.

Thus armed he tiptoed down the steps and stood on the thresh old of the office to the right of the stairs. When his electric torch through a triangle of light into the room it revealed in full flood of its yellow glow the tip of an ill-concealed grey felt hat just beyond the desk. On the floor was a metal ash tray which had effectively performed the duties of a burglar alarm.

"Come out of there," commanded Father Donovan in half-hearted sternness, placing his revolver before hi min the light.

Slowly the figure started to rise, then suddenly jumped up and brought a gleaming, blue-black automatic up in front of him. At the same time he saw the revolver and instead of shooting, quickly recoiled behind the desk.

"Don't shoot, Father," he cried from his hiding place.

"Throw that gun on the floor." When he had complied, — "Now get up."

A tall thin man with head bent slowly crawled to his feet and stood cowed before the priest in blue pajamas.

"Sit in that chair and tell me why you came here tonight." Father Donovan was standing with a gun in each hand. The flashlight was on the desk before him, shining into the blinking eyes of the prisoner. "You evidently knew this was a Catholic rectory and you knew well enough to call me Father so you should know better than to go around trying to take things by force."

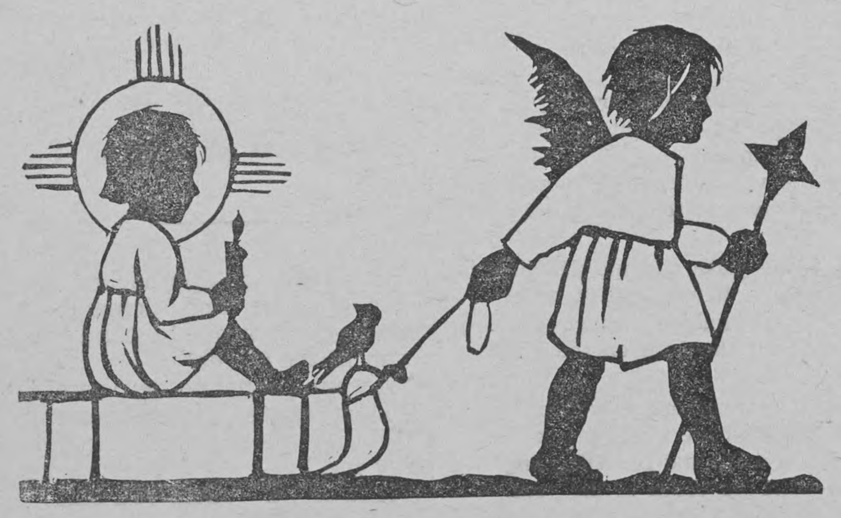
"Well, you see, Father," he spoke slowly and timidly, "It's getting close to Christmas and the wife and kids won't have any Christmas unless I get some money." His voice was strained and cracked often. "I've tried a lot of other ways to make some dough but it was always 'no dice.' "

"How did you happen to come here?" Father Donovan seated himself across the desk from the desperado.

"I just figgered there ought to be some dough in the house from the Sunday collection and I thought you might be kinda carless with it, so I thought I'd look around."

"You always did have an eye for easy money, didn't you, Barney McClintock?" A half-smile flitted across the priest's stern face as he recalled the name.

"Well, pipe that. How'd you



know my label, Father?" All his tensity was gone. He was sitting up in his chair and peered wild-eyed into the blinding light.

"If you know who I am there should be no difficulty on that score." Father Donovan was becoming amused despite the gravity of the situation.

"Aw, I didn't know who was running this plant. That didn't make any difference to me."

"Perhaps you remember "Butch Donovan." Father's eyes twinkled as he recalled his old nickname.

"Yeah, I remember dat guy. He and I used to swipe fruit and stuff over on Market street when we was kids. So what? Hey, wait." His eyes lit up in astonished understanding. "Naw, you don't mean you're 'Butch' Donovan?"

"Yes Barney, after you left town to live with your sister, Dutch Zimmerman and I were run in for breaking into Silverman's second hand store oer on Twenty-first street. We were both paroled to Father Duffy and he gave us a nice lecture on taking the wrong slant on life because we never had a chance. One thing led to another and this is the miraculous result—pastor in my own parish."

"That's a laugh. You being a sky pilot down in the old neighborhood and me trying to stick you up. That's what you call a coincident, ain't it?"

"I hope it's a profitable one for both of us." Father Donovan was thinking of the old saw, "But for the Grace of God there goes Fr. Donovan," as he looked at the semi-derelict before him. "But what have you been doing all these years, Barney?"

The meeting had developed into a real Old Home Week get-together . . .

"Well, Barney, you got yourself into another mess tonight. Of course, I could turn you in and make an awfully unpleasant Christmas for your wife and kids but I know that wouldn't do any good." Father warmed up to his subject. "You've been at this racket for a long time and have never gotten anything but fear from your ill-gotten gains and more poverty." This sounded like the Sunday sermon but Father went on. "Why not try the method I used to get out of the hole. Now look, I'll be in church tomorrow night hearing confessions; it's Christmas eve, why not come around and straighten out everything. It'll make you feel a lot better and somehow everythiing will turn out all right for you and the kids." Father didn't actually pat Barney on the back but there was that in his voice that suggested it.

"Thats' as true as a ten-spot about me being in a hole, Father. Maybe you're right that it's time for me to play a long shot, like you say. It's sure nice of you to let me off like this, Father." He smiled, a bit smirkingly Father Donovan thought. "And, well, if it's all right with you I'll be shoving off now. Thanks. Sorry to have troubled you."

"Don't mention it," said Father amiably. Flashlight in hand and looking uncommonly ridiculous in his sky blue pajamas he went to the door with Barney and let him out just as if he had been a visitor on parochial business. He laughed shortly as the chill of the night air made him remember his attire.

Back in bed he doubted the wisdom of his action. Perhaps it would have been more effective on Barney if he had turned him over to the police. He could hardly expect an almost steel hardened criminal to be impressed by such a kindness. As for Barney coming to confession —that was just another of his over zealous ideals, the light of which could scarcely dispel the darkness of the black facts.

Monday morning Father Donovan went to the desk in the office and pulled out the drawer in which he kept the Sunday collection. "Well—," Father Donovan bit his tongue, counted ten and started on his second decade. "That small time gun-man certainly took me for a ride." Evidently Barney had found the money bag before his apprehension last night and Father had not thought to search him. He was angry with himself but more especially irritated and disappointed with his erstwhile friend and visitor Barney McClintock who had made off with the parish funds after promising amendment of his pilfering pursuits. "I'm a sucker" might sound all right in an examination of conscience but how would it look in

THE OBLATES ONE HUNDRED YEARS IN CANADA

"In me a conviction is formed", wrote Cardinal Van Rossum, Prefect of Propaganda, in 1925, "the more my knowledge of the missions widens, that the Rev. Oblate Fathers are true missionaries, in the highest sense of the word; and that, especially for the missions of the extreme North, they have unique merit. It is clear that here, again, they are not of those who seek immediate success, nor of those who are discouraged when, after much effort, they harvest a poor crop, nor of those who dread obstacles, difficulties, suffering and sacrifice, nor of those who consider suffering useless, if they do not see its fruits themselves. It is evident that the Oblate Fathers are men of God; they work for God, and their works are a means of personal sanctification for the glory of God; having obtained God's glory, they are satisfied. They know, moreover, that nothing that they do is lost, but that all is for the profit of the mystical body of Christ; universal apostles, embracing in their devouring zeal the whole human race, they prefer sterile efforts to cooperate more effectively for the extension of the reign of Christ.

the Christmas eve edition of the local rag? Father Donovan refrained from calling in the authorities and decided to search for Barney himself. Today, however, he would be too busy. It must wait.

Father Donovan was not surprised that Barney had not put in an appearance at confession. He had been gravely disillusioned by the unfortunate turn of events in last night's episode. Wearied from the long day of confessions he entered the rectory by the side door. Margaret met him at the dining room.

"There's a man to see you in the office. He's been there an hour. Says he won't leave 'til he sees you" She seemed a little breathless from having tolerated the stranger in the house so long.

Father walked into the office determined to make short work of the visitor. As Barney McClintock arose the priest backed off a step.

"I just brought something for you, Father," he said as he dumped the small sack on the table. "It's all there, every penny of it."

Suddenly Father Donovan realized that his mouth was still open. "Thanks, Barney," he said huskily, his usually ready tongue failing him completely.

Barney shifted nervously from one foot to the other and wrung his cap in his huge hands. "You see Father, I got to thinking about the old days and what Christmas used to mean to me and what it really is. You know, Whose birthday, and all that — how poor He was. So I figgered I could somehow get along without His money. If I could tell the kids about Him being poorer than they are, maybe they'll understand about no Christmas." He looked around undecidedly. "Can we straighten things out here. I'm ready to play that long shot you were talking about too."

"Sure we can do it here. I often hear confessions in the house. You know, Barney, this is going to improve my Christmas enjoyment and I hope it helps yours.

It May Interest You......

NEVER KNEWS

I never knew that Lake Superior is the largest body of fresh water in the world . . . A graduate of Annapolis must wait two years before he is married . . . . Two men's shirts equal one lb. of damp wash . . Patrick Henry, in 1776 was the Governor of Virginia when he said: "Give me Liberty or give me Death!" . . . The word billion was coined in France in the 16th century . . . The minute hand of a clock moves twelve times faster than the hour hand . . . Brooklyn has five times the number of traffic lights of Chicago . . . 2 is the size of the average woman's hat . . . Succotash was invented by the Indians . . . The Cathedral of Mexico City is the largest building in North America . . . . Sabotage derives its name from the time when men, who were dissatisfied with their employment, and wearing sabots (wooden shoes) would drop them into machinery . . . Sound is measured in decibels . . . Scotland was at one time called Caledonia.

DECLARATION OF FAITH

Some years ago in one of our larger cities, a young woman was entering upon her post as manager of a special department in a large business house. By way of introduction, she was presented to the entire personnel who had gathered in a large room to meet her.

As she advanced to shake their hands, a Rosary which she had inadvertently taken out of her purse along with her handkerchief fell to the floor. Someone standing by her picked it up and asked almost scornfully:

"To whom does this belong?"

"To me," the young woman immediately responded, entirely unperturbed.

"Do you still believe in such nonsense?" the gentleman who had picked up the Rosary asked.

"I not only believe in it," was her prompt reply, "but I say the Rosary every day."

There was silence in the room, and it was easy to see that the young woman had won the respect of all by her fearless action.

ODDENDA

Vinegar is sour wine. From the French vin (wine) and aigre (sour).

The largest diamond ever found was the Star of Africa—the Cullinan diamond.

The inscription written on the Statue of Liberty by Emma Lazarus, reads: "Give me your tired, your poor, your huddled masses yearning to breathe free."

There are eight Parcel Post zones in the U.S.

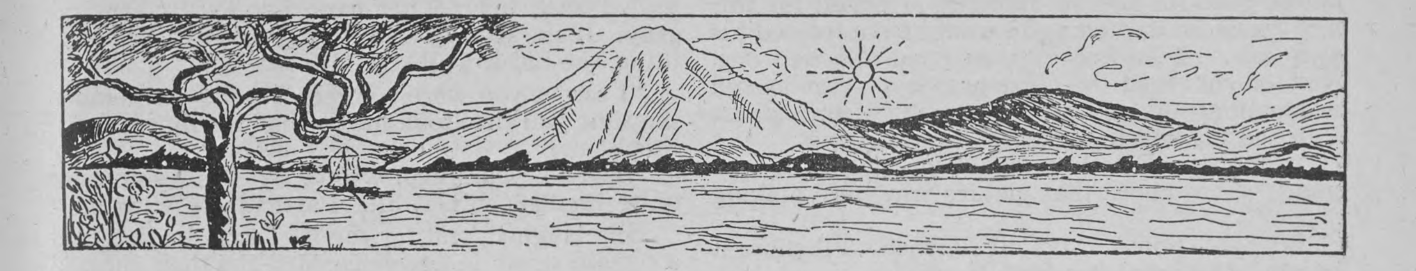
Crossed flags over a torch mean the Signal Corps. Crossed sabers and swords, cavalry; and crossed pistols, military police.

At the Equator the north star is not visible.

Snakes do not have ears. They have an auricular mechanism that is dead. They hear through vibrations from the ground after radio fashion.

Great Britain issued the first postage stamp in the world in 1840.

Picnic hams come from the front shoulders of a porker.



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

The Story So Far:

Michael, the seven-year-old son of Prescott and Diana Peters, feels himself unwanted by his father, a man who is engaged in Communistic propaganda in the United States. He has been brought up with little religious training, since Prescott is an atheist and Diana little interested in anything but her career as a novelist. In his luxurious apartment home on New York's Central Park West, Michael leads a quiet life, attending public school and dreaming about the day when he will grow up and be a famous artist.

Suddenly the man's steel-like fingers grasped the boy's neck. Struggling, Michael felt himself being bent backwards until he could see only the ceiling and the smile of the man who towered above him. Then, with a kind of abstract rythm, his father's hand began to beat sharply upon his face. The force of the stinging blows brought quick tears to his eyes, already red from crying. He tried to pull away, but the stern grip was unrelenting. He could feel the gold signet ring of his father's finger cutting into his cheek bone. Again and again the blows rained upon him, and then the grip on his neck loosened. He fell to the floor, hurt and humiliated.

"Get up!" said his father calmly. "There's no need to act like a sniveling baby!"

He could taste the rough nap of the carpet as it rasped his swollen face. It felt warm and caressing. But he got to his knees dizzily, and then stood up. For a moment Prescott Peters regarded him intently. Then, his face an imperturable mask, he went silently from the room. As he passed Diana, his eyes were curiously agleam, and the latter knew the truth, with a swift and stabbing pang. This man had not been punishing a child for disobedience, he had been punishing her. It was not his boy who had done wrong but hers. More than that, she had done the wrong, all of it. She had laughed at his life's work. She had made jokes about Fascists and Nazis. And for nine years she had thwarted his pride by making more money from her novels than he could ever hope to realize from his newspaper work.

She choked back a sob and gathered Michael into her arms. As she did so, a round object rolled from his pocket onto the floor. An apple! For a brief moment she considered its redness against the carpet's blue. Then she pulled the little weeping figure closer. In the lamplight the two fair heads shone as one.

CHAPTER III.

Hugh Clay came to call on Diana one cloudy spring morning. He was a plump, good-natured man of fifty-three who had long been Diana's best friend, as well as literary agent. This morning he was sprucely attired in a navy blue coat and gray trousers, while dark-rimmed glasses set off the ruddiness of his face and the shock of white hair above.

Elizabeth was busy in the nursery with the little girls, and Michael sped to answer the bell. At the sight of the caller, his young face lit up with pleasure.

"Oh, Hugh! You haven't been over in ages!"

"Neither I have, old man. Have to keep pretty close to the office, you know. Where's your mother?"

"Writing, I suppose. But she'll see you, anyway. She always does. She likes you an awful lot, Hugh."

The latter chuckled. He and Michael were great friends, and on occasion went together to the Bronx Zoo, the Aquarium, or riding the ferry boats to Staten Island.

"And where's your father?"

They were in the living room by now, and Hugh had taken his favorite chair by the window.

"San Francisco. Elizabeth says he's going to get in trouble. She says he's a Red. What's a Red, Hugh?"

Hugh Clay considered the serious young face

before him. He had an immense affection for this lad, whom he treated as he would have treated his own son . . . if he had ever married and had one. Now he surveyed the clear gray eyes that looked so trustingly up at him, and a pang of uneasiness clutched his heart.

"Suppose you tell me about your drawing," he said. "What about that picture you were making of me?"

Michael smiled. "It's all finished. I'll show it to you. But what is a Red, Hugh?"

"Well, I think perhaps a Red is a man who doesn't like the way things are run, Michael."

"What things?"

"Why, money and government and religion and big things you'd never understand."

"Are you a Red, Hugh?"

The man laughed outright. "Thank God, no. I'm pretty well content with the way things are right now."

Michael's brow wrinkled, and he stared at Hugh curiously. "Elizabeth says my father says there is no God, Hugh. So how can you thank Him, if He isn't?"

The man took the boy's hands in his. "Look, son, we'll talk about that a little later. Right now I came to see your mother on business. Supposing you let her know I'm here. Will you?"

Michael nodded. "All right," he said, "she's in her room."

Hugh leaned his comfortable bulk into the easy recesses of his chair and glanced about. He was not an artist, but his eye always reveled in the happy union of line and color in the Prescott's apartment home. This living room, for instance, with its gray walls and high ceilings, the slate blue rug and hangings by the wide French windows that looked down at the park, it was so very pleasant. Books in bright bindings lined the walls, and two large bowls of red roses stood on either side of the fireplace. In a far corner a Japanese finch chirped and fluttered in its green reed cage. Four colorful etchings enlivened the walls, and bits of pottery collected from abroad added their own lively touch.

Yes, it was all very cheerful, but Hugh Clay was not experiencing his usual satisfaction with this visit to Diana. Prescott! How could he tell her, warn her, about Prescott?

"My, my Hugh! What gloom! Anything the matter?"

His absorption had been so complete that he had not heard Diana enter. Awkwardly he got to his feet, his heart suddenly light.

"Hello, my dear. It's not right to barge in on you like this, but, well . . . I was going to St. Stephen's . . . choir rehearsal . . . you don't mind?"

"Of course I don't mind. Cigarette?"

"Thanks."

He looked at her and smiled. Diana did not show her forty years. Almost a girl, she seemed, in her green sweater and skirt, her blonde hair pulled back behind her ears, her eyes clear and gray. If she was worried over Prescott, over anything, she hid it well.

"I forgot you were a singer, Hugh. Remember the time you first took me to hear the music at St. Stephen's?"

"Twelve years ago, wasn't it? And you were quite thrilled with it all. Particularly with me."

She laughed, and for the first time he detected a certain strain in her voice. Had she then guessed the reason of his visit?

"You came to see me on business?" she said, and sat down on an ottoman at his feet.

He decided not to mince matters. "It's about Prescott, Diana. I think you ought to know that these speeches of his around the country aren't doing him any good professionally. That affair in Detroit, for instance. I tell you, a man can't go around knocking the government and still hold his job on a conservative paper. Strikes and riots and discontent among the workers aren't much help in times like these."

"I know, Hugh. But don't ask me to do anything. I can't influence Prescott in the slightest. He's imbued with the idea democracy is a failure and we need a strong man at the helm to change the set-up."

"There's a strong man in Germany, and another in Russia and Italy."

"Prescott's been dreaming for ten years of a strong man in the United States."

"But he's a fool if he thinks that he——"

"That's what a lot of other people thought, in Germany and Russia and Italy. No, Hugh, we'll just have to let him run along and perhaps something will turn up . . . at least, I'm glad you didn't come to tell me there's another woman in his life. I can stand a lot but not that."

Hugh looked away , and let his eyes rest on the distant vista of the East River, at the bridges and the little ships fussily playing up and down its murky length.

"You won't have to stand that," he said gently. "In his own way, I think Prescott loves you as much as he could love anything human. But he won't make you happy. You've borne him three children. You have a comfortable home. You yourself are as pretty and charming as any wife could be. But he wants more than this. He wants . . . listen, my dear, will you give up your career?"

The gray eyes opened incredulously.

"You mean, give up my writing?"

"Yes, Prescott is a man who thrives in the limelight. You've not given him the chance, in a way. You've taken a lot of the light yourself. Why, your name is known all over the country . . . "

"But he knew that when I married him. And liked it. Oh, Hugh, I don't understand how you can say such things! Why, writing is everything to me! I just couldn't . . . "

Hugh looked down at the distraught pale face before him. Had he been a fool to speak this way? Quietly he reached over and took her hand.

"I've known you a long time, Diana. Ever since the day twelve years ago when you came into my office with a short story. I knew then you had talent and I encouraged you to keep on writing. And I love that boy of yours as though he were my own. Believe me when I say that if you'll make the sacrifice, give Prescott his own little personal triumph that he wants so much, he'll forget everything else. He'll come back and rule his family instead of projecting radical plans for ruling millions. For he really loves you, Diana, in his own peculiar way. But there's a psychopathic twist somewhere . . . "

"Hugh, don't!"

With sudden misgivings he sat erect. How stupid to have been so abrupt!

"I'm sorry, Diana. Of course I've been a thoughtless fool. But I never meant to hurt you. It was only because . . . because . . . "

He floundered helplessly. He was thirteen years older than Diana and he had always thought of her with mingled emotions of a father or uncle toward his favorite charge. But now he found himself strangely shaken with her grief. A slow heat was coming into his veins as he thought of Prescott and his ruthlessness.

"Don't cry," he said gently. "I could be mistaken, you know."

She shook her head wearily. "No, Hugh. You are not mistaken . I know Prescott is jealous of me, of my work. But there's something else, even worse. Oh, Hugh, it's Michael! He's striking at me through the boy, and I can't bear it!"

He listened then to the story of Michael's visit to the Lavinoff's, of Prescott's anger over the boyish escapade. He thought, as he listened, that perhaps Diana was exaggerating, that she needed a rest, that she was supersensitives on the score of Michael's relations with his father.

"No," she said. "I don't think so. It's deeper than that with me, Hugh. Prescott has never cared for Michael the way that most fathers care for their sons. He knows the boy is sensitive, and . . . and that he looks almost like a girl with his fair hair, his gray eyes. Oh, Hugh! That's it. Michael looks like me . . . and when Prescott sees him, so young and small, and defenseless . . . !"

Hugh Clay considered the tips of his fingers. "Did you ever think the lad might have a great talent? Perhaps even outshine both of you?" he asked quietly.

"You mean his drawing? Yes. Although it's really too early to tell much. Later, perhaps, he could have lessons. I know he's always busy with a pencil."

"And Prescott realizes it, too?"

"I suppose so. But art is too quiet a thing for him to apreciate. He wanted the boy named after him, you know. He wanted him to be ruthless in the same way he is ruthless. From the very first he's been disappointed. The little girls will be more like him than Michael. Poor Michael! I don't think he could ever be a fighter or a pioneer of any kind. He's too tranquil a child."

She broke off and looked at him curiously. "Don't you agree?" she asked, surprised at the look on Hugh'e face. But the latter only shook his head.

"I think Michael's got a lot in him," he said simply. "It's just not on the surface, his strength."

Diana settled back on her ottoman. The room was flooded now with sunshine that had come from behind a floating cloud bank. In the corner the finch fluttered and chirped, its tiny claws scratching against the reed bars of its cage as it struggled to empty a seed cup. Diana considered its efforts, then turned abruptly to the man beside her.

"You think I'm fanciful, Hugh, imagining things. But I want Michael to . . . to love his father, and he never will. There's only fear. It's not right. Hugh, Michael's like me, and I know if I were afraid of anything, or made to feel afraid, I would hate that thing. Can't you see what I'm getting at? We only love what we know. We can't love what we don't know. That's why Prescott is taking something infinitely precious away from our poor youngster. Every day I can feel it. He scoffs at the boy's sensitiveness, his fondness for being with me, for reading and drawing. But he shouldn't do it. There's no virtue in a strong person making a weak person feel inferior. Oh, Hugh . . . I want Michael to be strong and fine and successful! I don't want his spirit crushed before he's old enough to know what it's all about!"

Hugh said nothing, but his clasp on the hand holding his was understanding. He was thinking of the secret Diana had once confided in him, the secret of Michael's name. Years back she had told him of the little Catholic chapel near Montefalco, of the great and glorious vision of a mighty angel warrior with wings outstreched. It had meant strength to her, that far-away afternoon, on the night her son had been born. The glory of stained glass, the symbol for which it stood, had filled her heart with a beauty she did not fathom but which was to remain with her forever.

Michael, Prince of Angels,
Leader of the Heavenly Armies . . .

He sighed, and got up slowly from his chair. What a pity that Diana had no religious faith, something that would help her in these periods of deep distress that came to her so frequently because of Prescott! He thought of Michael's recent interest in God, the question in the child's eyes which had never found an answer from father or mother.

"Hugh, you're not going?"

"Have to, my dear. Roger Bannock's having rehearsal at the Cathedral this morning. Easter's not so far away, you know, and we're going to have quite a program. Besides, I'm handling his book. It came out last week, a life of Mozart, and there are some details . . . "

They stood looking at each other silently. The little spell of intimacy, of mutual understanding, was still upon them. The finch was still fluttering in its cage and the sun was touching the blue and gray room with hesitant gold fingers. Diana got to her feet.

"I should like to hear you sing again sometime," she said. "It's funny you should be in a Catholic church choir, Hugh. You're not a Catholic . . . or anything, are you?"

"Music is my favorite hobby," he said. "It brought me to the Cathedral, nothing else. But sometimes I wonder if our beautiful distractions aren't in our lives for a purpose. When I look at Roger and see what the Catholic faith means to him . . . " She scarcely seemed to be listening.

"Hugh?"

"Yes?"

"Why didn't you ever marry?"

He laughed. "I told you all about that long ago."

"I can't believe you told me everything," she persisted. "No woman could give up her home and children just becouse of her brother's career. It . . it isn't natural!"

"But this brother was a genius, Diana. And some people were born to find happiness only in the success of those dear to them. She did."

"Really?"

"I think so. And once in a while we meet . . . very good friends still."

"You mean she lives here in New York?"

"She does." He smiled into the gray eyes, then reached for his hat.

"But you're turning inquisitor, and I'm going to run away. How about lunch one of these days?"

She nodded. "All right. Thursday I expect to finish this chapter I'm doing. And Hugh . . . thank you so much for coming up today. You've done me a lot of good. It's so grand to know I have a friend who never fails."

He laughed. "Let's hope you're right," he said. "But, Diana, I shouldn't run off without seeing Michael again! Where is he?"

She shook her head. "Better not bother. You'll never get rid of him if you do. I have to go to Manhasset this afternoon and it's Elizabeth's day off as well. He hates stayinng with the colored girl."

Hugh hesitated. "I could take him with me to the Cathedral," he said. "He might enjoy hearing the music and afterwards we'd have the whole afternoon to ourselves."

"Well . . . "

"And there's a good picture at Radio City."

"Hugh, you're too kind! The kid would love it. And he should get out more than he does. You're sure you don't mind?"

"Not a bit. But remember, it's church first. Then the movies."

"Church first. I'll go and find him for you."

(To be continued)

THE TREASURE-HUNTER

ST. GERARD MAJELLA was once walking down the road when he met a young man. This young man had led quite an irregular life and was much given to superstition. Seeing St. Gerard in his old and much-patched habit and cloak and his antique hat, he mistook him for a wandering gypsy, and with the imagination of youth, at once fancied that he must be gifted with occult powers.

"Perhaps, sir, you are a wizard?" he accosted Gerard, bluntly.

"Perhaps I am, perhaps I am not," was Gerard's reply.

This answer lifted up the young man's hopes and he said:

"If you are searching for a treasure, let me help you. I am most ready to give you my services."

"But," questioned Gerard, "are you a man of intelligence and of courage?"

"Little do you guess what I am," was the reply, and the young man proceeded to describe his irregular life.

"Well, well," said Gerard, "you are the very man I need. Just follow me." He then led the way into a dense wood. The young man became more and more excited, thinking that a real treasure of gold would be his.

In the thickest part of the wood, Gerard took off his cloak, and slowly and mysteriously laid it on the ground, while the youth stood rooted to the earth. Gerard then saw that his moment had come. Suddenly he took out his crucifix and holding it up before the astonished eyes of the young man, said:

"I promised you a treasure. Behold it here! The treasure of all treasures, which you have bartered away for sin!"

It was the hour of grace for the youth, and his conversion was effected on the spot.

"The most natural beauty in the world is honesty and moral truth.—For all beauty is truth. —True features make the beauty of the face; true proportions; the beauty of architecture; true measures, the beauty of harmony and music."

—Shaftesbury.

? THE QUESTION BOX ?

Does a person have to get remarried by a priest if, after she is married, she finds out that someone is looking for her and she has gone by a different name before she was married; that is, she hasn't gone by her right name?

In answering your question I am presuming that she was married in the presence of a priest to begin with, that the person is the same going under an assumed name or had done so before the marriage, not saying whether it was done intentionally or not. I hardly think that she has to be remarried. The difference of name here cannot be considered as an error that causes an essential or substantial difference of person. Care, however, should be taken that the correction be made on all official documents to avoid future difficulties in other matters.

If a woman's husband dies and the woman gets married again, to which husband will she go when she dies—to the first or to the second?

She probably won't care to go to either. The Sadducees asked a similar question of our Lord. Read chapter 22 of the gospel of St. Matthew and chapter 20 of Saint Luke. Our Lord gave them the answer in these words: "The children of this world marry and are given in marriage; but they that shall be accounted worthy of that world and of the resurrection from the dead, shall neither be married nor shall take wives. Neither can they die any more; for they are equal to the angels, and are the children of God, being the children of the resurrection."

Life after death is under conditions totally different from those here on earth, for men do not marry and women are not given in marriage. They are equal to the angels, i.e. the resurrected body will be angelic as regards its immortality and the freedom from carnal tendencies.

Why do Catholics omit the clause "For Thine is the kingdom, power and glory forever" from the Lord's prayer? Please explain as much as possible.

Catholics do not use it because our Lord did not use it. There is nothing wrong with the words in themselves —in fact, they are very beautiful. The words cited are from King James version of the bible and were originally a marginal gloss interpolated by some copyist who may have had in mind words borrowed from the Greek Liturgy. I would ask that you read in the Old Testament from the first book of Paralipomenon, ch. 29, v. 11. You will notice the similarity. This clause was rejected as unauthentic by St. Jerome in the fourth century, and likewise by the authors of the revised version of 1881. Even the King James version omits this gloss in Luke 11:4. Only one of the mss.—namely, the Peschito dating beyond the fourth century—contains the clause, and none of the ancient Fathers who have expounded the Lord's prayer have attached such a conclusion to it . All scholars today admit the words to be an interpolation. That is why we Catholics do not use them.

Am I allowed to ignore a person, when I find that no matter what I do, I cannot get along with him?

No, such conduct would be pagan. We do not have the moral right to ostracize anyone from social life, because that is a species of revenge and hatred.

We grant that some persons are mighty hard to get along with, but it often happens that the persons who talk so much about it are the worst offenders themselves.

Catholic charity is always active and fervent. Even if a person is mean and difficult "seventy times seven times," we are still bound to act kindly and graciously. Too many people take their religion from the wrong social sources, but if a person is to remain a Catholic, the strict rule of charity needs obeying.

Why is a banner placed on the altar before the Blessed Sacrament when the priest talks at Holy Hour?

This is right and proper. The Host is veiled out of respect. When the Host is exposed from view, Christ himself talks. When the priest talks, he courteously conceals the Host. No one else should talk while the Lord talks; hence the Host is veiled.

Why does the Pastor have an odd crucifix over the main altar? It represents our Lord on the Cross, but he is wearing garments.

Your Pastor is rubrical, and you ought to be happy rather than perturbed. The crucifix probably is the representation of Christ the Priest, wearing the vestments forMass.

All peoples like to represent Our Lord in their own familiar way. The Japanese and Chinese artists show Him with Oriental features; the Dutch and Italian artists with the features of their own races.

This Crucifix of "Christ the Priest" is most beautiful and popular, and it seems destined to become more widespread.

Is it a sin to answer "chain letters"?

No, but it may be silly or even supersitious.

Some "chain letters" contain a dire threat to any person who dares to "break the chain". These letters are dangerous and viscious, because they foster lies that can harm other persons. The best thing to do with such trash is to burn the letter.

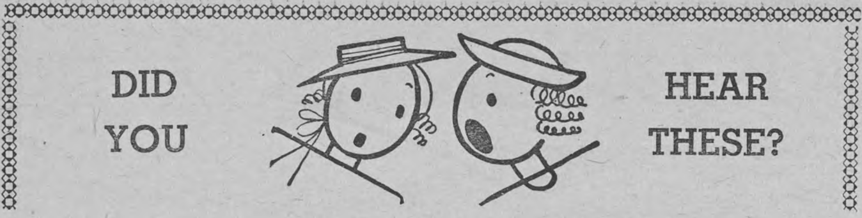
Other "chain letters" are only pious notes that urge the recitation of special prayers regularly, and they usually hold out the promise of some great favor when the prayers are said. These are all part of an extravagant devotion, and they are not good Catholic practice.

If Catholics cannot attend Mass on Sundays, are they allowed to attend Protestant services?

The obvious answer to this question is NO. We Catholics should not be bigoted, it is true, but we should be logical. We believe that our Church is not only the true Church, but the ONLY true Church as well. We do not hate anyone; rather we love the Church and we follow it.

The early Japanese saved their Faith for 250 years even though they had no priests, nuns, schools or books. Rather than go back to their former religion, they gathered on Sundays and recited their Rosary.

Soldiers in camp, sailors afloat and travelers must always be most gracious, genial and obedient to proper authority. Where it would be most inconvenient to withdraw, they may take passive part in non-Catholic religious services.



Times are picking up. We know, because we saw a man in a breadline with an electric toaster under his arm.

*

A little hillbilly watched a man at a tourist camp making use of a comb, a toothbrush, a nail file, and a whisk broom.

"Say mister," he finally queried, "are you always that much trouble to yourself?"

*

"You-all jest keep on pesterin' around wid me, Samuel, an' you is gwine to be able to settle a mighty big question for de sciumtific folks."

"Whut question am dat?"

"Kin de dead speak?"

Young Housewife: "Honey, since you've already eaten three helpings of my first batch of biscuits, I'm going to bake some more for you tomorrow. Won't that be lovely? Won't that be—speak to me, darling, speak to me!"

*

Wifey: Darling, see this new dress I bought today for two hundred dollars.

Hubby: What, two hundred bucks! Say, why didn't you phone me first?

Wifey: I was going to but I hated to spend the nickel.

*

The beggar stopped a haughty matron and whined, "I beg your pardon, Ma'm, but you wouldn't want to see a poor man walk the streets all night, would you?"

"Well," replied the matron, "it might be interesting to watch, but I have to go home and go to bed."

Henna-haired Wife: Tell me, darling, will you love me when my hair has turned to silver?

Husban: Why, of course, darling. How soon are you planning to turn it silver?

*

Director: Don't forget now. You look around, discover that someone is chasing you, then you dive off this 200-foot cliff.

Stunt Man: But there's only six inches of water at the bottom!

Director: Sure, you don't think we want you to drown, do you?

*

"Yes, my love, I walked right into that radio station and asked the sound effects man for a job."

"What did he give you?"

"The horse laugh."

*

A panhandler was seen standing on the corner holding a hat in each hand. A stranger approached and asked what was the idea of the two hats. The bum grinned.

"Business has been so good that I've opened a branch office."

*

Talkative Stranger (sadly exposing his hair: How would you feel if you had a head of hair that was turning gray?

Gent (with hat on): Happy as a lark!

Talkative Stranger: Say, are you crazy?

Gent: No, I'm baldheaded!

*

"My boyfriend isn't a prizefighter anymore since he suffered a lapse of memory."

"Poor boy! Amnesia?"

"No, he forgot to duck."

*

Producer: Buddy, I've got a real part for you. You're to play a stool-pigeon.

Actor: Nothing doing. I can't do bird imitations.

*

At the choir practice in the little church they were practising a new anthem.

"Now don't forget," said the choirmaster, "the tenors will sing alone until we come to the "gates of hell", then you all come in."

*

"Who's calling?" was the answer to the telephone.

"Watt."

"What is your name please?"

"Watt's my name."

"That's what I asked you. What's your name?"

"That's what I told you. Watt's my name."

A long pause, and then, from Watt, "Is this James Brown?"

"No, this is Knott."

"Please tell me your name."

"Will Knott."

Whereupon they both hung up.

*

An up-and-coming business man tried to read Shakespeare. After struggling with a page for an hour he submitted it to his secretary, with the anxious question:

"What do you make of that?"

"Not a blamed thing." said the secretary.

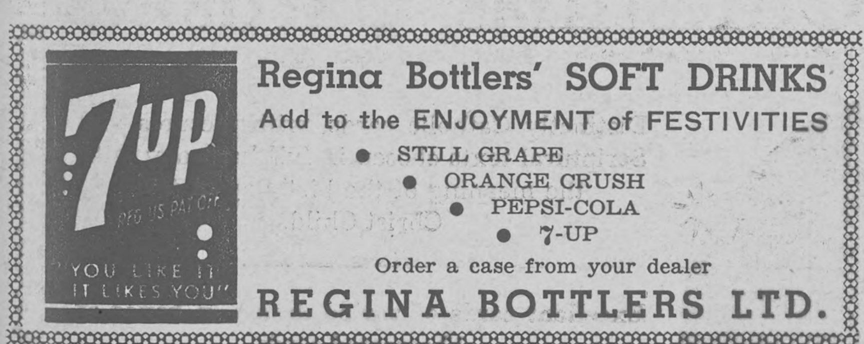
"Thank God," exclaimed the business man. "I thought I was going mad!"

*

Diner: Waiter, I was here yesterday and had a steak.

Waiter: Yes, sir; will you have the same today?

Diner: Well, I might as well, if no-one else is using it.



7up
REG US PAT OFF
"YOU LIKE IT
IT LIKES YOU"
Regina Bottlers' SOFT DRINKS
Add to the ENJOYMENT of FESTIVITIES
• STILL GRAPE
• ORANGE CRUSH
• PEPSI-COLA
• 7-UP
Order a case from your dealer
REGINA BOTTLERS LTD.